

Requiem für eine Elster

Ein StrandGuth-Krimi

von

Fee-Christine Aks

Leseprobe

2. Auflage Mai 2018

Copyright © 2016 Fee-Christine AKS

All rights reserved.

ISBN: 1516826337

ISBN-13: 978-1516826339

Prolog

Samstag, 17. Oktober 1942.

Bereits als er durch die Tür schlich, spürte er, dass etwas nicht in Ordnung war. Die Stille im Haus war zu groß, selbst für ein ausgebombtes Gebäude. Der Wind hätte lauter durch die Fensterhöhlen heulen sollen, ein leises Ächzen der Wände wäre zu erwarten und hier und da ein leichtes Knacken der Bodendielen.

Denn durch den Treffer war die Stabilität des gesamten Hauses gefährdet – ein Grund mehr, warum er sich beeilen musste. Doch irgendwie war alles seltsam unreal. Oder bildete er sich das Ganze nur ein? War er mit Taubheit und Blindheit geschlagen, ausgerechnet in dieser Nacht? Er wusste es nicht.

Aber Pierre wusste genau, wo er zu suchen hatte. Es würde nicht ganz einfach sein, in den Keller hinunter zu steigen und in den Nachbarkeller zu gelangen um das Material zu bergen. Dennoch musste er es tun, sie brauchten den Nachschub; und nirgendwo in der Gegend gab es solch gutes Material wie im Keller des Hauptquartiers der Pétainisten.

Die Nähe der Feinde war ein Nervenkitzel, der ihm das Adrenalin in den Adern brodeln ließ. Aber das war genau das, was er für den Erfolg brauchte. Er war ein Musketier und hatte seine Pflicht zu erfüllen, für Frankreich. Wie immer hatten sie diese Aktion sorgsam geplant und vorbereitet. Pierre wusste, dass niemand im Keller sein würde; nur Claude und Jules langweilten sich oben bei der Nachtwache. Dank zweier Flaschen Bordeaux mit einer ordentlichen Portion Schlafmohn darin würden die beiden Brüder jedoch schon im Schlaf liegen, während er unten im Keller eine Kiste nach der nächsten in den Nachbarkeller verschob. Jean-Michel und André warteten bereits darauf, die Beute auf den Wagen zu laden und abzutransportieren.

Dennoch stellten sich ihm die Nackenhaare auf, als er am Fuß der eingestürzten Kellertreppe ankam und kurz ein Streichholz aufflammen ließ, um den Weg zur Wand des Nachbarkellers zu finden. Überall lagen Holz und Mauersteine herum, die aus den oberen Stockwerken bis in den Keller herunter gefallen waren.

Der Staub, der sich über alles breitete, war dick nach den beinahe zwei Jahren, seit die deutschen Panzer in das Dorf eingerollt waren und mit unmissverständlicher Konsequenz die Trikolore aus den Fenstern des ehemaligen Rathauses geschossen hatten.

Vorsichtig stieg Pierre über die Trümmer und bahnte sich seinen Weg zur Wand des Nachbarkellers, in der ein Loch von der Größe eines Schrankkoffers prangte. Es hatte sie eine Woche und mehrere Flaschen präparierten Château Rochefort für die lästige Nachtwache oben gebraucht, um das Loch zu vergrößern, damit die Munitionskisten hindurch passen würden. Pierre lauschte in die Dunkelheit hinein und hielt den Atem an, bevor er ein weiteres Streichholz entflammte und durch das Loch hindurchleuchtete.

Niemand war zu sehen. Dafür sah Pierre die gestapelten Kisten mit dem verhassten Symbol und den drei scheinheiligen Worten darauf – Travail, Famille, Patrie. Wo waren sie geblieben, die Schlagworte der französischen Revolution? ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‘ waren schmachvoll verraten und zu ‚Arbeit, Familie, Vaterland‘ geworden. Und Jules, Claude und der alte François gehörten zu den Verrätern.

Umsichtig stieg er durch das Loch in den Lagerraum hinüber und vergewisserte sich, dass es genau die zehn Kisten waren, die sie ins Auge gefasst hatten. Er begann mit einer der kleineren, in der sich Munition für Armeepistolen befand. Zurück am Fuße der Kellertreppe ließ er erneut ein Streichholz aufflammen, um Jean-Michel und André ein Zeichen zu geben. Pierre hörte sie herunterkommen, als er bereits wieder durch das Loch kletterte, um die nächste Kiste zu holen.

Stumm arbeiteten sie Hand in Hand bis weit nach Mitternacht mit so wenig Licht und Geräuschen wie möglich. Einmal schickten sie André hinauf, um nach Jules und Claude zu sehen. Grinsend kam er zurück und berichtete mit zwei Daumen in die Höhe und einer eindeutigen Kopfbewegung, dass beide Brüder tief und fest schliefen. Die Weinflaschen standen auf dem Tisch zwischen ihnen, leer bis auf zwei Schlucke.

Pierre grinste zufrieden, als er den Papierschnipsel mit dem Romantitel auf die verbleibenden Kisten legte, in denen sich dem Transportschild nach zu urteilen Panzerfäuste befanden.

Sie hatten im Vorfeld lange debattiert, ob sie auch diese Waffen zu ihrer Beute machen sollten, sich dann aber dagegen entschieden. Pistolen und Gewehre hatten bisher ausgereicht; außerdem konnte man mit ihnen besser und viel schneller davonlaufen, im Fall der Fälle.

André grinste und vollführte pantomimisch eine Armbewegung, die an Degenfechten erinnerte, während Jean-Michel einen imaginären Federhut in elegant tiefer Verbeugung abnahm. Wäre Armand heute dabei, so hätte er seinen Dolch gezückt und damit den Papierschnipsel an den nächsten Holzbalken gespießt. Doch Armand war kein Musketier mehr, jedenfalls kein freier Kämpfer für die Gerechtigkeit. Und so mussten sie heute zu dritt agieren – Athos, Aramis und ihr Freund d'Artagnan – und mit einem blutigen Kreuz aus drei Strichen signieren. Es war ihr Markenzeichen und ein Affront gegen die Verräter Frankreichs.

Mit der letzten Kiste, in der sich Munition für Gewehre befand, stieg er hinter Jean-Michel durch die Ruine nach oben und lud den Rest ihrer Beute auf den Wagen, an dessen Steuer André bereits wartete. Sie schoben den Wagen die sanft abfallende Straße hinter dem Haus hinab und starteten den Motor erst, als sie mehr als dreihundert Meter entfernt und durch eine Kurve außer Sichtweite vom Haus der Kommandantur waren.

Sie sprachen kein Wort, aber sie warfen sich ein Grinsen zu, als sie den Wagen aus der Ortschaft hinaus und mit ausgeschalteten Scheinwerfern bis zu ihrem Versteck in der alten Scheune im Wald fuhren. Zwei ihrer Kameraden warteten bereits auf sie und luden die Beute ab, bevor einer von ihnen den Wagen nahm und damit zurück auf seinen Bauernhof in der nächsten kleinen Ortschaft fuhr.

Zu Fuß ging Pierre kurz darauf querfeldein neben André her durch die sternenklare Nacht, die von der schmalen Sichel des jungen zunehmenden Mondes nur sehr mäßig erhellt wurde.

Jean-Michel hatte sich an der Wegkreuzung am Fuße des Hügels von ihnen verabschiedet, um durch die Wiesen zu seinem kleinen Steinhaus am Rande des nahgelegenen Küstenörtchens zurückzukehren; ins Château würde er mit Rücksicht auf Claires Familie und das Netzwerk erst zurückkehren können, wenn die schändlichen Verräter nicht mehr die Oberhand hatten. Und auch Pierre hoffte, dass dies möglichst bald eintreten möge.

Er ging beschwingt von ihrem Erfolg heute Nacht und freute sich darauf Marie wiederzusehen, die seit der Hochzeit vor fünf Wochen zu ihm und seiner Großmutter gezogen war. Es erschien ihm immer noch wie ein Traum, dass sie nun für immer Teil seines Lebens sein würde.

Sie war die beste Frau, die er sich hätte wünschen können. Sie war die Schönste, die er je gesehen hatte – mit herrlichem Lockenhaar in leuchtendem Kastanienbraun und großen schokoladenbraunen Augen, in denen er versinken konnte. Vor neun Jahren war sie mit ihren Eltern aus Paris zu ihren Verwandten gezogen und damit zu ihnen ins kleine bretonische Dorf auf dem Sonnenhügel gekommen. Sie war damals kaum elf Jahre alt, als er mit seinen zwölf Jahren gerade beschlossen hatte, niemals zu heiraten und Mädchen blöd zu finden. Ein Blick auf sie – und es war um ihn geschehen gewesen.

Jeder hatte über sie gesagt, dass sie das schönste Mädchen und später auch die schönste Frau der ganzen Gegend, der ganzen Bretagne und womöglich gar des ganzen Landes sein mochte. Natürlich hatte sie viele Verehrer gehabt, aber sie hatte ihnen nie mehr als ein Lächeln geschenkt; denn ihr Herz hatte sie an ihn vergeben – damals, bei jener ersten schicksalhaften Begegnung im Mai 1933.

In manchen Momenten hielt er es immer noch für ein Wunder, dass sich dies wundersame Geschöpf, die kleine Cousine von André, ausgerechnet in ihn verliebt hatte. Wenn er hätte wetten sollen, dann hätte er auf Jean-Michel getippt; aber der hatte sich vor drei Monaten mit Claire Rochefort verlobt.

André begann leise zu pfeifen, als sie die Felder verließen und durch das kleine Waldstück gingen, das am Fuße des Hügels lag, auf dem ihre Ortschaft thronte. Pierres Herz beschleunigte seinen Schlag. Das seltsame Gefühl, dass er verspürt hatte, als er in die Ruine hinab gestiegen war, kroch erneut in ihm hinauf, als sie den Hügel erklommen und die ersten Häuser ihrer Ortschaft in Sicht kamen. Auch André verlangsamte seine Schritte und blickte sich aufmerksam nach allen Seiten um. Etwas stimmte nicht.

Erst als sie den Dorfplatz erreichten und er das kleine Haus seiner Großmutter sah, wusste Pierre, was es war. Die Tür hing schief in den Angeln und auf der weiß getünchten Wand daneben prangte das Wort ‚Traîtres‘ – Verräter.

*Auf, Kinder des Vaterlands,
Der Tag des Ruhmes ist gekommen!
Gegen uns Tyrannei,
Das blutige Banner ist erhoben.*

*Zittert, Tyrannen und ihr Niederträchtigen
Schande aller Parteien,
Zittert! Eure verruchten Pläne
Werden euch endlich heimgezahlt!*

*Herr, gib ihnen die ewige Ruhe,
und das ewige Licht leuchte ihnen.
In ewigem Gedenken lebt der Gerechte fort
Gütiger Jesu, Herr, gib ihnen Ruhe.*

Sonntag, 18. Oktober 2015.

Carlotta Strandt erwacht ausgeruht und so entspannt wie lange nicht mehr. Mit einem wohligen Seufzer rollt sie sich in dem breiten Kingsize-Bett auf die Seite und öffnet langsam ihre schokoladenbraunen Augen.

Ein Blick aus dem bodentiefen Fenster bestätigt ihr, dass es kein Traum ist. Sie befindet sich tatsächlich in der Stadt der Liebe; denn deutlich sichtbar über den Dächern des sechsten und siebten Arrondissements auf der anderen Seite des Flusses ragt rechts neben der goldenen Kuppel des Invalidendoms der romantischste Stahlschrott der Welt in den hellrosa gefärbten Morgenhimmel.

Es ist ihr erster richtiger Urlaub in diesem Jahr, denn die Aufenthalte auf Malta im Sommer und auf einer kleinen schwedischen Insel im Frühjahr haben wenig von Entspannung und Abwechslung von Lottas Berufsalltag als Kommissarin bei der Hamburger Polizei gehabt.

Darüber hinaus ist es an der Zeit, ihre auf etwas wackligen Beinen stehende Beziehung zu Moritz zu festigen. Und ein Trip nach Paris soll laut ihrer besten Freundin Susanna Eberhardt wahre Wunder wirken.

Vielleicht hat Sanna aber auch nur ihre eigene Erfahrung mit Profi-Fotograf Alex Chambers als Anlass genommen, dieses Reiseziel vorzuschlagen. Denn so sehr die Werbe-Layouterin es bisher immer zu verschleiern versucht hat, sie ist und bleibt eine unheilbare Romantikerin, geboren um wie eine Prinzessin behandelt zu werden. Und genau das ist es, was Alex seit vier Monaten tut – einschließlich Begleitung zu ‚Gigs‘ bei den French Open Ende Mai bis Anfang Juni, der Fashion Show Haute Couture im Juli und der Paris Fashion Week Ende September bis Anfang Oktober.

Lotta streckt sich genüsslich und tastet blindlings hinter sich, wo sie den warm und aufregend athletischen Körper von Moritz erfühlt, der tief und fest schläft nach einer Nacht voller Leidenschaft.

Es ist keine vierundzwanzig Stunden her, dass sie nach einem Direktflug mit der Billigtochter der größten deutschen Fluggesellschaft am Flughafen Charles-de-

Gaulle aus einer Airbus-Mittelstreckenmaschine gestiegen und mit der Bahn zum Gare du Nord und dann mit der Metro weiter in die Innenstadt von Paris gefahren sind. Auch das Superior-Hotel am Place de la Concorde mit Blick auf die Seine, die Tuileriengärten und das Panorama jenseits des Flusses ist eine Empfehlung von Sanna gewesen.

Den Beginn des Pflichtprogramms für Touristen – Besteigung des Eiffelturms per Treppe, gefolgt von einer gemütlichen Bootsfahrt auf der Seine und einem sündhaft teuren Abendessen in einer namhaften Brasserie am Boulevard Saint-Germain – haben sie bereits gestern absolviert.

Für heute stehen der Invalidendom mit dem Grabmal Napoleons und ein ausgedehnter Besuch des Louvre auf dem Programm. Lotta fühlt bereits die leise kribbelnde Vorfreude, auch wenn sie sich ein bisschen über die Anspannung wundert, mit der Moritz diese Reise angetreten hat. Ob es daran liegt, dass er seine ersten Herbstferien seit seiner eigenen Schulzeit hat? Sie bekommt alles hautnah mit, denn seit Beginn des Schuljahres wohnt er auch offiziell bei ihr in Hamburg-Othmarschen und arbeitet als Referendar für Sport und Mathematik an einem altsprachlichen Gymnasium in der Nähe.

Vielleicht wird diese Woche Urlaub in Paris helfen, um sein Stresslevel wieder zu senken. Und wenn nicht, überlegt Lotta, wird sie ihnen nach ihrer Rückkehr in die Hansestadt einen Tag im Wellnessstempel an der Binnenalster spendieren und Moritz so rundum entspannt zurück in den Schulalltag schicken.

„*Bon jour mon amour*“, hört sie seine verschlafene Stimme in ihrem Rücken, gefolgt von einem herzhaften Gähnen. „Mann, was habe ich gut geschlafen.“

„Habe ich gehört“, grinst Lotta und ahnt seine Reaktion, noch bevor er anfängt sie zu kitzeln. Quiekend versucht sie ihm zu entkommen, doch er zieht sie mit sanfter Gewalt in seine Arme und bedeckt ihren Hals mit Küssen.

„Anflug von Erkältung“, brummelt er. „Normalerweise schnarche ich nicht.“

„Weiß ich doch“, seufzt sie und fühlt einen warmen Schauer über ihren Rücken kriechen, als eine seiner Hände unter der Bettdecke abwärts wandert und südlich ihrer Taille zu liegen kommt. „Wie wäre es mit Frühstück im Bett?“

„Ja, Appetit genug habe ich“, murmelt er, schon halb auf dem Weg hinab zum Ausschnitt ihres Satinnachthemdes. „Aber erst nach meiner *Vorspeise*...“

Kichernd steigt Lotta ein und beginnt ihrerseits, ihre Hände über seinen Körper gleiten zu lassen. Das Berühren seiner sportlich-schlanken Gliedmaßen jagt ihr einen anregenden Schauer nach dem nächsten über den Rücken; seine Küsse spürt sie bis tief in ihr Innerstes und erwidert sie mit aller Leidenschaft, zu der sie fähig ist.

Es fällt ihr zunehmend leichter, sich in seiner Gegenwart fallen zu lassen, seine Zärtlichkeiten zu genießen und ihrerseits ihn nach allen Regeln der Kunst zu verwöhnen, sodass sie einander mit jeder Berührung weiter reizen und in einen Strudel feuriger Lust versinken. Ihrer beider Appetit ist selbst nach vergangener Nacht so groß und glühend, dass es kaum eine halbe Stunde dauert, bis sie schwer atmend nebeneinander in den zerwühlten Laken liegen.

Mit dem Ohr auf seiner nackten Brust genießt Lotta das ermattete Streicheln ihrer Schulter, während sie dem sich nur langsam beruhigenden Herzschlag von Moritz lauscht. Fröhlich grinsend verabschiedet sie sich wenig später für eine erfrischende Dusche ins vornehm mit dunklem Marmor ausgekleidete modern eingerichtete Vollbad, während Moritz noch im Liegen per Haustelefon und in etwas eingerostetem Schul-Französisch zweimal kontinentales Frühstück mit Tee, Orangensaft und zwei Croissants extra bestellt.

Der Zimmerservice trifft ein, als Moritz gerade frisch geduscht mit einem Handtuch um die Hüften zurück ins Zimmer kommt, wo Lotta in Unterwäsche und frischem Poloshirt vom kleinen Balkon vor dem Fenster aus den Panoramablick auf das erwachende Paris genießt. Unten auf der Place de la Concorde beginnt sich eine mehr und mehr anwachsende Karawane von Autos um den Obelisken zu drehen und sich in alle Richtungen zu verstreuen.

Der Hotelangestellte erkundigt sich freundlich bei Moritz, ob auf dem Balkon gedeckt werden solle. Lotta nickt Moritz zu und zieht rasch ein Laken vom Bett, um ihre nackten Beine vor den Blicken des jungen uniformierten Mannes und der Kühle vor dem Fenster zu schützen.

Während der Zimmerkellner routiniert den Tisch aus weiß gestrichenem Metall eindeckt und Polster auf die filigranen Stühle legt, fährt Lotta rasch in Jeans und Cashmere-Pullover und reicht Moritz seine Jeans, die sie ihm vergangene Nacht in Sekundenschnelle ausgezogen hat.

„*Les gazettes, Madame*“, sagt der Hotelangestellte höflich und reicht Lotta ein Exemplar der größten französischen Tageszeitung sowie die Sonntagsausgabe der auflagenstärksten deutschen Boulevardzeitung.

„*Merci*“, antwortet Lotta, während Moritz dem Zimmerkellner im Vorbeigehen unauffällig einen Fünf-Euro-Schein als Trinkgeld in die Hand drückt.

Noch bevor der Uniformierte die Tür hinter sich geschlossen hat, ist Lotta schon sämtliche Textschnipsel der deutschen Titelseite durch. Bei einem Glas frisch gepresstem Orangensaft überfliegt sie wenig später den Rest der Zeitung, um die sie ansonsten immer einen weiten Bogen macht, die es aber offenbar an so ziemlich jedem Urlaubsort als deutsche Presse im Angebot gibt.

Die andere Zeitung ist weitaus gehaltvoller, aber trotz Lottas ganz passablen Schulkenntnissen der französischen Sprache etwas schwerer zu lesen. Dennoch kann sie den Inhalt mehrerer Artikel ausmachen, angefangen beim Leitartikel über ein wirtschaftliches Gipfeltreffen zwischen Frankreichs Präsident und der deutschen Bundesregierung und dem nationalen Aufmacher über die in Kürze bevorstehende Ehrung eines Helden der Résistance, der mit dem derzeitigen Bürgermeister von Paris verwandt ist.

Lotta blättert weiter und überfliegt Meldungen, in denen über einen Doping-Skandal bei einem ehemaligen *Tour de France*-Gewinner, die bevorstehende Ehrung der Britin Clarissa Sinclair mit dem französischen Filmpreis für ihren neuesten Film, die schmutzige Scheidung eines berühmten französischen Schauspieler-Ehepaars und über den Raub eines Monet-Gemäldes aus einer Londoner Galerie berichtet wird.

„Monet hat offenbar Saison“, murmelt Lotta und zeigt Moritz den Artikel auf der ersten Seite des Kulturteils. „Vor zwei Monaten wurde *Die Waterloo-Brücke* aus der Hamburger Kunsthalle gestohlen. Das Raubdezernat ist dran, hat aber, soweit ich weiß, noch keine Spur.“

„Jetzt hat es die National Gallery erwischt“, ergänzt Moritz nach einem Blick in den Artikel, „*Die Themse unterhalb von Westminster*.“

„Wenn ich mich richtig erinnere“, murmelt Lotta, „war da vor einiger Zeit auch ein Einbruch in einer Galerie in den USA. Die Beute war ebenfalls ein Monet, eines aus einer umfangreichen Serie seiner Öl-Gemälde vom Westminster-Palast, den ‚Houses of Parliament‘.“

„Klaut sich da jemand London durch die Augen von Claude Monet zusammen?“
„Möglich“, seufzt Lotta, „aber es interessiert mich nicht. Nicht mein Gebiet.“
„Und außerdem“, fügt sie zur Verstärkung des zufriedenen Ausdrucks auf dem Gesicht von Moritz hinzu, „bin ich nur eine überbeschäftigte Kommissarin beim Morddezernat. Soll sich das Raubdezernat drum kümmern, oder von mir aus auch Scotland Yard, das FBI oder Interpol. Ich habe Urlaub.“

Zerstörung

Es musste Stunden her sein, vielleicht auch Tage, seit er das Haus seiner Großmutter betreten hatte. Mit André dicht hinter sich hatte er einen vorsichtigen Schritt nach dem anderen gemacht, um nicht über die umgestürzten und zum Teil zu Bruch gegangenen Möbel zu stolpern. Er hatte ihre Namen gerufen, doch es war keine Antwort gekommen. Er hatte gehaut, was sie finden würden; aber es war dennoch ein großer Schock gewesen.

Gabrielle Lamie war eine Schönheit gewesen zu ihrer Zeit. Und sie war die beste Köchin zwischen Brest und Rennes, deren Mayonnaise zu diversen Gerichten mit Schalentieren legendär war. Es verwunderte sie daher nicht, dass sie Gabrielle in der Küche fanden.

Aber nichts auf dieser Welt hätte sie an diesem kalten Oktobertag 1942 vorbereiten können auf die Zerstörungswut und grausame Brutalität, die sich hier manifestierten. Gabrielle war eine sehr warme, herzensgute und fröhliche Frau gewesen. Nichts war davon übrig in der einst so gemütlichen Küche, in der sie nun auf dem großen Holztisch lag.

André musste ihn festhalten und mühsam auf einen Holzchemel setzen, denn der Anblick des gebrochenen und geschändeten Körpers war zu viel für Pierre. Er brauchte nicht das blutige Gesicht mit den trüb gewordenen Augen sehen, nicht den zerrissenen und besudelten Saum ihres schief hängenden Kleides und auch nicht das Wort, das in ihre halb entblößte Brust geschnitten worden war.

Sie hatten beide eine ziemlich klare Vorstellung davon, wer sich hier ausgetobt hatte. Pierre spürte die Tränen kommen und war gleichzeitig erleichtert, dass

Marie nicht hier war. Er verbot sich nachdrücklich, sich auch nur ansatzweise vorzustellen, was die Pétainisten mit ihr gemacht hätten. Denn seine geliebte ‚Taube‘ Marie wusste, wer er wirklich war.

Er hatte sie nicht einweihen wollen, doch eines Nachts hatte sie es zwangsweise herausgefunden, als er mit einer Streifschusswunde nach Hause gekommen und gleich hinter der geschlossenen Haustür zu Boden gesunken war.

André stützte ihn mitfühlend, als Pierre Anstalten machte aufzustehen, und half ihm hinüber in die Wohnstube, die genauso verwüstet war wie der Rest des Hauses. Während er auf der Ofenbank versuchte wieder zu Sinnen zu kommen, verschwand André um im oberen Stockwerk nachzusehen. Er kam zurück und schüttelte stumm den Kopf; doch dabei hielt er etwas in die Höhe, das Pierre erst auf den zweiten Blick als die Titelseite ihres Lieblingsromans von Alexandre Dumas erkannte. Quer über den Titel Les trois mousquetaires war etwas mit roter Tinte oder Blut geschrieben, das Pierre einen eiskalten Schauer über den Rücken jagte.

„Sie wissen es“, murmelte André, „sie wissen, dass wir es gewesen sind.“

„Nein“, antwortete Pierre mit Tränen in der Stimme, „aber sie ahnen es.“

Langsam wandert Philippe Brisac durch die weitläufigen Ausstellungsräume. Wie immer hängt eine riesige Traube Touristen – vor allem Asiaten – vor der im Vergleich zum hallenartigen Raum sehr kleinen ‚Mona Lisa‘.

Philippe interessiert sich jedoch nicht für die Italiener, auch wenn er an Tizian und Tintoretto vorbeikommt auf seinem Weg zu den französischen Meistern des neunzehnten Jahrhunderts.

Es gehört zu seiner Tradition, jeden Sonntag leise die Marseillaise summend im Louvre die Gemälde von Delacroix und David zu besuchen und in patriotischen Gefühlen zu schwelgen. Sein Lieblingswerk, die monumentale ‚Liberté guidant le peuple‘ von Eugène Delacroix, ist wie immer der Höhepunkt seines Streifzugs durch den hoch gewölbten und majestätisch breiten Korridor auf der flusszu-gewandten Seite des Palastkomplexes.

Direkt davor stehen zwei junge Leute in Jeans und Pullover, andächtig in den Anblick des berühmten Gemäldes versunken. Philippe kommt nicht umhin zu bemerken wie hübsch die junge Frau ist. Sie hat kurze kastanienbraune Locken und große rehbraune Augen, die ihn nicht nur an seine Lieblingschauspielerin aus *Frühstück bei Tiffany* erinnert, sondern auch an die ‚Taube‘ von Coteau du Soleil und ein bisschen – Pierre muss schlucken – an Louise.

Es ist lange her, dass er an sie gedacht hat und an die gemeinsame Kindheit in dem kleinen Ort in der Bretagne. Sie ist das einzige Kind in seiner Grundschule gewesen, das freundlich zu ihm gewesen ist. Und es ist ausgerechnet Maurice gewesen, sein Intimfeind seit Kindertagen, der sie ihm weggenommen hat.

Die junge Frau, die Philippe an Louise Leroux erinnert, sagt leise etwas zu ihrem Begleiter, der nickend in derselben Sprache antwortet. Philippe ist erschrocken, die Sprache zu hören, die er jahrzehntelang mit seiner Schande in Verbindung gebracht hat. Er weiß aus den Nachrichten, dass im Geiste der europäischen Einheit besonders die französisch-deutsche Freundschaft gepflegt wird; für ihn ist es dennoch immer noch schmerzlich, da ihn jedes Wort über Deutschland an die Schmach seiner Kindheit und Jugend erinnert.

Seit jenem Paket von Eloise und den darauf folgenden Gesprächen mit ‚La Pie‘ und ‚Le Corbeau‘ weiß er mittlerweile, dass er all die Jahre falsch gelegen hat. Völlig umsonst hat er sich seiner Herkunft geschämt, wie man es ihm immer eingeredet hat. Die Vergangenheit, der Schmerz, die Ausgrenzung und der Hass – sie lassen sich nicht so leicht auslöschen wie ein Name; schon gar nicht, wenn diejenigen, die es besser wussten und es all die Jahre stillschweigend zuließen, dass er gequält wurde, immer noch an der Macht sind. Und so genießt Philippe das befriedigende Wissen, dass er sich nun endlich rächen wird an denjenigen, die tatsächlich Schande über sein Dorf gebracht haben.

Langsam wandert er weiter, dem jungen Paar hinterher, dass nun den Weg zur ‚Mona Lisa‘ einschlägt, sich aber nicht wie all die Japaner bis zur Barriere nach vorne drängt, sondern im weiten Bogen hinter der Traube aus schlitzäugigen Touristen an Leonardo da Vincis berühmtem Gemälde vorbeigeht – wohl um zu sehen, ob *La Joconde* ihnen wirklich mit den Augen folgt.

Ein Läuten erschreckt die Besucher. Philippe zuckt ebenfalls kurz zusammen, auch wenn er sofort feststellt, dass es nicht das schrille Geräusch des Alarms

ist, den unvorsichtige Touristen oftmals bei akrobatischen Fotos vor dem wohl berühmtesten Gemälde der Welt unbeabsichtigt auslösen. Ein Blick auf seine Armbanduhr sagt Philippe, dass alles ganz harmlos ist und das Museum in zehn Minuten schließen wird.

Gemütlich geht er mit den Japanern zum Ausgang und steht auf der Rolltreppe unter der Glaspypiramide hinter dem jungen Paar, das er vor ‚seinem‘ Delacroix gesehen hat. Sie unterhalten sich auf Deutsch, weshalb er nur versteht, dass sie zu Fuß zu einem Restaurant in einer Seitenstraße des Boulevard Saint-Germain gehen wollen.

Philippe ist erstaunt, dass sie sich ausgerechnet ‚sein‘ Restaurant ausgesucht haben, das eigentlich nur unter Parisern ein Geheimtipp ist und seit 2007 von seiner Tochter Marie-Louise und deren Partner Raoul geführt wird.

‚Aber die Deutschen‘, denkt er mürrisch, ‚die anektieren ja alles, was gut ist.‘ Und das schließt neben Restaurants mit erschlichenen *Michelin*-Sternen auch die Kunst und nationale Helden ein, was er jetzt, da er die Wahrheit kennt, ins rechte Licht rücken lassen wird.

Er grinst stumm in sich hinein. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass Bürgermeister Édouard Ardant nicht darauf eingehen sollte, hat er immer noch ein stechendes Ass im Ärmel – sein Wissen um die wahre Vergangenheit der Vorfahren von Édouard.

Als er auf den Cour Carrée hinaus tritt und die kühle Abendluft in seinen nicht geschlossenen Mantel fährt, überlegt er kurz, ob er direkt nach Hause in die Rue de Béaune gehen oder doch wie jeden Sonntag Marie-Louise und dem *Le Rayon de Soleil* einen Besuch abstatten soll.

Eigentlich behagt es ihm ganz und gar nicht, sich dort in Gegenwart zweier Deutscher eine herzhaft *Galette au saumon* mit Salat der Saison, Baguette und Cidre schmecken zu lassen. Andererseits, wer ist er denn, dass er sich ausgerechnet von ‚*Boches*‘ seinen traditionellen Sonntagabend vermiesen lässt?

Schweren Herzens wendet er sich am Ufer der Seine nicht nach links, um zur Pont du Carrousel und nach Hause zu gehen. Stattdessen geht er geradeaus und hinter dem Pärchen her über die Pont des Arts hinüber zum Quai de Conti, wo er sich nach rechts wendet und nach kaum dreißig Metern nach links in eine schmale Straße einbiegt, die ihn zur Rue de Seine führt.

Hin und wieder wehen ein paar Worte in der verhassten Sprache zu ihm, von denen er nur Panthéon, Saint-Sulpice und Jardin du Luxembourg verstehen kann. Offenbar planen die beiden ihre ‚Sightseeing-Tour‘, auf der sie auch das Musée du Luxembourg, die Orangerie mit Monets Wasserlilien und natürlich das Musée d’Orsay besuchen wollen.

Amüsiert grinst Philippe in sich hinein, als er daran denkt, was sich dort für ein potenzieller Skandal verbirgt, der sein ‚Plan B‘ ist, sollte Édouard nicht auf seine Forderung eingehen. Egal, wie er es betrachtet: es wird die perfekte Rache sein – Rache für Überheblichkeit, Machtbesessenheit und Verrat.

Ausweichmanöver

Es war leicht gewesen, beinah zu leicht. Unwillkürlich hatte Renard sich gefragt, ob er zu unvorsichtig sei, zu leichtsinnig. Hatte er sich dieses Mal übernommen und zu sehr auf seine sprichwörtliche List verlassen?

Die Versuchung war groß gewesen, der Ansporn, die Herausforderung genau das, was er benötigte für das Festigen seines Rufes als der Beste der Besten. Auch wenn er ahnte, dass er sich auf ein gefährliches Spiel eingelassen hatte, war er auf den Handel eingegangen. Er glaubte an sich und seine Schlauheit, die ihn schon in den vergangenen Monaten begleitet und abgesichert hatte; aber dieses Fehlen von Schwierigkeiten war seltsam, beinah verdächtig. Wohl war es seiner genauen Planung zu verdanken, aber es bescherte ihm doch wie immer ein seltsames Gefühl in der Magengrube.

Als er nun auf dem asphaltierten Bürgersteig in der Rue de Verneuil landete und den Blick nach links zur fernen Straßenecke der Rue du Bac wandte, klopfte sein Herz so schmerzhaft gegen die Innenseite seines Brustkorbes, dass er schon fast glaubte, es würde jeden Moment herausspringen wollen.

Er zwang sich zur Ruhe. Alles war gut. Niemand hatte ihn bemerkt, keiner sah in der Abenddämmerung an den herrschaftlichen Fassaden der alten Stadthäuser empor und erst recht nicht bis hinauf zu den Dächern des 7. Arrondissements.

Nur eine flügelahme Taube war ihm begegnet, als er sich ein zweites Mal in die Luft geschwungen hatte und auf dem nächsten Dach gelandet war.

Nun stand er am Fuße der Feuerleiter im Schatten der Hauswand und fuhr sich mit gespreizten Fingern durch sein kurz geschnittenes rotbraunes Haar. Die schwarze Maske, die Handschuhe und die Spezialschuhe zum Klettern hatte er sicher verstaut in einem schwarzen Müllsack, den er außer Sicht hinter dem Container deponierte, von dem er wusste, dass er erst in drei Tagen geleert werden würde; genug Zeit für Auguste, den Sack unauffällig abzuholen. Renard war es zufrieden, er hatte alles bedacht, alles an seinem Plan war bis ins letzte Detail durchdacht.

Nur diese Visitenkarte, damit hatte er nicht gerechnet. Es war ein Schock für ihn gewesen, ein Schlag ins Gesicht. Aber dann hatte er einfach weitergemacht. Es konnte auch nur eine Finte sein, eine Herausforderung seines Konkurrenten, des größten seit Le Filou aus dem Verkehr gezogen war. Er würde es wissen, wenn er etwas Zeit hatte, seine Beute in Ruhe zu überprüfen. Und wenn sich herausstellen sollte, dass man ihn erneut gelinkt hatte, dann... ja, was dann?

Er seufzte, prüfte den Verschluss seiner schwarzen Blouson-Jacke und wandte sich nach rechts zur Rue des Poitiers, den schwarzen Rucksack amerikanischen Fabrikats lässig über der Schulter und die schwarze Baseballkappe leicht schief und tief in die Stirn gezogen, ein Fachbuch der Ökonomie unter den Arm geklemmt. Wer ihn sah, würde ihn für einen Studenten halten, der – vielleicht von einem Lernbesuch kommend – der Metro zustrebte.

Das war sein Plan, unauffällig bleiben und in der Masse untertauchen, auch wenn hier gerade wenig los war. Er warf einen prüfenden Blick über die Schulter und konnte am Ende der Straße gerade noch drei junge Leute über die Rue de Lille schlendern sehen, Richtung Museum. Sie beachtetten ihn nicht.

Mit einem zufriedenen Lächeln wandte er sich um, bog in die Rue de l'Université ein und schritt beschwingt die nächste Querstraße linker Hand hinauf, die ihn zum breiten Boulevard Saint-Germain bringen würde.

Doch als er gerade um die Ecke biegen und mit großen Schritten die Stufen zur Metro-Station Solférino hinuntersteigen wollte, bemerkte er seinen Verfolger. Der Mann war plötzlich aufgetaucht, wie ein Geist aus der Hauswand geglitten, so schien es jedenfalls. Und der Verfolger kam näher.

Mit der scheinbaren Leichtigkeit eines Studenten auf dem Nachhauseweg nahm Renard die letzten Treppenstufen und tauchte vollends ein in den typischen Mief der Metro-Stationen. Er ging schnell, denn er wusste, dass die nächste M12 gleich in die Station einfahren würde.

Vielleicht schaffte er es, seinem Verfolger davon zu fahren. Doch als sich leise die Türen schlossen, sah er den Umriss seines Verfolgers im nächsten Waggon. Er trug Hut und Mantel, ein unauffälliger Passant mit dem nötigen Kleingeld, um sich einen sauber gestutzten Schnurrbart mit leicht hochgezogenen Spitzen stehen zu lassen. Wenn er statt des Hutes eine Baskenmütze und zur Gauloise eine Tüte mit Baguette unter dem Arm gehabt hätte, so wäre er das perfekte Klischee eines in die Jahre gekommenen Pariser Junggesellen gewesen.

Auch wenn der Monsieur dort drüben eher schmal gebaut war, so war selbst durch die Scheiben der benachbarten Waggon die Gefahr zu spüren, die von ihm ausging. Der Verfolger sah nicht direkt zu ihm, aber Renard wusste und fühlte sich beobachtet. Es war sein Instinkt, der Instinkt eines Fuchses.

Unwillkürlich fasste er den Schulterriemen seines Rucksacks fester und starrte auf den Streckennetzplan, der über ihm an der Waggonwand hing. Wo sollte er hin? Unter diesen Umständen konnte er es nicht wagen, zum verabredeten Treffpunkt zu fahren – jedenfalls nicht direkt.

Die Metro hielt an der nächsten Station – Rue du Bac. Renard spähte vorsichtig umher und sah seinen Verfolger beschwingt aussteigen – und gleich wieder einsteigen; dieses Mal jedoch in seinen Waggon. Hinter dem Mann in Hut und Mantel schob sich eine beliebte dunkelhäutige Frau mit Kinderwagen und einem Kleinkind an der Hand herein. Sie quetschte den Mann in Hut und Mantel zur Seite, sodass dieser sich zwischen die anderen Fahrgäste zwängen musste, um nicht vom Kinderwagen zerdrückt zu werden.

Kurz entschlossen machte Renard einen Schritt zur Tür, die sich gerade zu schließen begann. Es gelang ihm gerade noch hinauszukommen. Er drehte sich nicht um, sondern lief mit weit ausgreifenden Schritten zum nächsten Ausgang. Er sprang die Treppen hinauf und stand kurz darauf auf dem Boulevard Raspail. Er wusste, dass es jetzt nur darauf ankam, möglichst viel Raum zwischen sich und seinen Verfolger zu bringen, der in diesem Moment wohl gerade innerlich fluchend mit der Metro bis zur nächsten Station Sèvres-Babylone fahren musste.

Konnte er es unter diesen Umständen doch wagen, sich direkt – und zu Fuß, wohlgemerkt – zum geplanten Zwischenstopp zu begeben?

Gerade als er den Entschluss gefasst hatte und sich anschickte, an der nächsten Ampel den Boulevard Saint-Germain zu überqueren, sah er hinter sich in der Menge der Passanten einen Hut aufblitzen. Vor Schreck wäre er beinahe mitten auf der breiten Straße gestolpert.

Hastig nahm er sich zusammen und eilte nach rechts, den Boulevard hinunter in Richtung Saint Germain des Près. Doch nach einem kurzen Blick zurück über die Schulter änderte er seinen Plan und duckte sich – verborgen von einer Gruppe japanischer Touristen – auf Höhe der Rue de Luynes nach links in eine kleinere Seitenstraße. Dann lief er los, dicht im Schatten der Hauswände und im rekordverdächtigen Tempo, und erreichte kaum eine Minute später sein Ausweichziel.

Montag, 19. Oktober 2015.

Nachdenklich sieht Mathilde Rouget in den regnerischen Morgen hinaus. In der Rue de Beaune ist um diese frühe Uhrzeit kaum ein lebendes Wesen zu sehen. Nur Monsieur Brisac von gegenüber ist bereits auf den Beinen und sogar schon beim Bäcker in der Rue de Lille gewesen; denn er trägt eine weiße Papiertüte mit einem Baguette unter dem Arm, als er die grüne gestrichene Haustür aufschließt und dahinter verschwindet.

Es dauert ein paar Minuten, aber dann kann Mathilde hinter den Gardinen des bodentiefen Fensters der Wohnung im ersten Stockwerk Bewegung ausmachen und einen Blick auf die kleine Küche erhaschen, als Monsieur Brisac für die Dauer von fünf Sekunden den Vorhang zur Seite zieht um das Fenster auf Kipp zu stellen. Wie immer hebt er kurz die Hand und winkt, auch wenn er Mathilde hinter den Gardinen ihres Küchenfensters im zweiten Stockwerk nicht sehen kann. Aber er weiß, dass sie dort sitzt und die Straße beobachtet.

Er weiß auch, dass es noch eine halbe Stunde dauern wird, bis Mathilde in den engen Fahrstuhl steigen, hinunter ins Parterre fahren und zum Supermarkt in der Rue de Bac gehen wird. Denn heute ist Montag, Ruhetag im Museum.

Erst morgen wird Mathilde wieder den halben Tag in dem prachtvollen Bau an der Rue de la Légion d'Honneur verbringen und unter der historischen Bahnhofsuhr als ehrenamtliche Aushilfe beim Beaufsichtigen der Besucher unterstützen. Wie jeden Montag freut sie sich auf den Beginn der neuen Woche, Dienstag bis Sonntag – und auf ihren täglichen Morgen-Rundgang durch die Ausstellung, die sie immer besonders lange bei Renoir und natürlich bei Monet verweilen lässt.

Mit einem leichten Ächzen lässt sie sich in ihren Sessel zurücksinken und nimmt die Zeitung auf, die sie stets nur am Montag erhält und nach dem Frühstück mit entkoffeiniertem Kaffee, Croissant und Erdbeermarmelade liest.

Der Leitartikel handelt von einem bilateralen Treffen zwischen dem Staatspräsidenten und der deutschen Kanzlerin, die sich mit einer kleinen Abordnung der

jeweiligen Wirtschaftsministerien im Schloss Versailles über ein neues Handelsabkommen austauschen. Mathilde kann sie sich regelrecht vorstellen, wie sie durch den großen Spiegelsaal gehen und sich in einem der mit Seidentapeten ausgekleideten Salons niederlassen. Ob etwas Vielversprechendes bei diesen Gesprächen herauskommt, wird sich wohl erst nach einiger Zeit zeigen.

In weitaus näherer Zukunft ist, dem kurzen Artikel im unteren Teil der Titelseite zufolge, mit der Ehrung eines weiteren Résistance-Kämpfers durch den Staat zu rechnen. Es verwundert Mathilde nicht im Geringsten, dass es sich dabei um einen weiteren Angehörigen der Familie Ardant handelt.

Kaum eine Woche im Amt hat der neue Bürgermeister Édouard Ardant bereits im April vergangenen Jahres versucht, seinem einen Monat zuvor im Alter von fünfundneunzig Jahren verstorbenen Vater die Ehrung als Held der Résistance posthum zu verleihen.

Da dies nicht zum Erfolg geführt hat, probiert er es jetzt offenbar mit seinem Onkel, der gut zwanzig Jahre lang Stadtkämmerer gewesen ist, bevor er Anfang der Achtziger Jahre von einem anarchistischen Attentäter angeschossen und querschnittsgelähmt in den Rollstuhl gebracht worden ist.

Kopfschüttelnd blättert Mathilde weiter. Die Ardants sind sich wohl für nichts zu schade. Nicht genug damit, dass sie seit mehr als fünfzig Jahren hohe Ränge in Politik und Militär innehaben; sie tun sich auch hervor als Veranstalter extravaganter Partys und sehr öffentlichkeitswirksame Mäzene der Pariser Kunstszene. Die Gemäldesammlung in ihrem Landhaus in der Bretagne zählt zu den bedeutendsten des Landes. Ob an den Gerüchten, dieser Schatz sei teilweise unter nicht ganz legalen Umständen zusammen getragen worden, etwas dran ist oder nicht – es würde Mathilde nicht verwundern, auch wenn es sie nicht im Geringsten interessiert.

Bemerkenswerter ist da die zweite *César*-Nominierung von Clarissa Sinclair, der mehrfachen Oscar-Preisträgerin aus Großbritannien, für ihren neuesten Film *La Rose Parisienne*, eine europäische Kinoproduktion mit Drehorten in Paris, Berlin und London, die in den letzten Monaten auch hier in der Stadt für Schlangen an den Kinokassen gesorgt hat. Mathilde überfliegt das kurze Interview mit der Britin, die sich bescheiden und sehr sympathisch gibt, wengleich sie sich kri-

tisch über die französischen Filmfestspiele und die umstrittenen Preisträger äußert – fast alle sind Protégés der Familie Ardant.

Auf den nächsten Seiten der Zeitung findet sich nichts, das Mathildes Blick für mehr als einen kurzen Moment stocken lässt. Sie interessiert sich nicht für den neuesten Sport-Skandal, der nach einem Radsportprofi nun auch einen jungen Schwimm-Star, einen alternden Fußballspieler von *Olympique Marseille* sowie einen erfolgreichen Mehrkämpfer des Dopings überführt.

Auch der Verdacht, dass die Jury bei den diesjährigen Filmfestspielen in Cannes bestochen worden ist, hält Mathilde nicht länger auf als ein paar Sekunden. Sie will die Zeitung schon zuschlagen, als ihr Blick auf die Randspalte der letzten Seite fällt, in der Notizen aus aller Welt abgedruckt sind.

MEISTERWERK GEFÄLSCHT

New York City. Nach dem dreisten Einbruch in das Metropolitan Museum of Art ist nun ein weiterer Monet als Fälschung entlarvt worden.

Das Meisterwerk *Houses of Parliament, Sunlight Effect* (1903) aus der französischen Sammlung des Brooklyn-Museum stammt ebenso wie das aus dem MET entwendete Werk gleichen Namens aus Claude Monets Londoner Phase als Teil einer Serie von achtzehn verschiedenen Ansichten des britischen Parlaments im Westminster-Palast.

Experten des FBI haben weiterhin keine heiße Spur noch stichfeste Hinweise auf den oder die Täter, denen es auch gelungen ist, ein Monet-Gemälde aus derselben Serie aus der National Gallery of Art in Washington, D.C., zu entwenden.

Seufzend greift Mathilde zu ihrem Handarbeitskorb, der wie immer auf einem kleinen Tischchen neben ihrem Sessel steht. Vorsichtig befreit sie eine Schere und schneidet den Artikel aus, um ihn zu den anderen in den Ordner zu heften. Auch wenn sie nur in der Verwaltung der Pariser Polizei gearbeitet hat, so hat sie sich doch stets für Fälle mit Kunstfälschung oder Kunstdiebstahl interessiert. Bei den Querverweisen mit bunten Klebe-Etiketten stockt sie kurz; ‚Monet‘ und

‚Fälschung‘ sind einfach zuzuordnen, aber wer ist es gewesen – ‚Le Filou‘, ‚J‘, ‚Gustave‘, ‚Renard‘ oder jemand ganz anderes?

Fälschung passt eigentlich eher zu ‚Le Filou‘, wenn der Artikel Recht hat, den sie vor einigen Jahren im *Figaro* gelesen hat. Aber der höchst geschickte Kunstdieb ist nach einer legendären Karriere in England von Scotland Yard gefasst und zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Monet gehört zur Lieblingsbeute von ‚J‘, aber der hinterlässt bei seinen Coups keine Fälschungen. ‚Gustave‘ ist nach Mathildes Recherchen spezialisiert auf Picasso, Dalí und moderne Kunst bis zu einer Größe von zweieinhalb Metern.

Im Gegensatz dazu nimmt ‚Renard‘ offenbar alles mit, was er bekommen kann. Jedenfalls kann Mathilde ihm mehr als zwölf Diebstähle in den vergangenen drei Jahren zuordnen, bei denen Picasso, Chagall, Gauguin, Cézanne, Turner, Liebermann, Nolde, Klee, Renoir, Manet und Monet gestohlen worden sind. Die meisten davon sind in Privatsammlungen in Südamerika, Russland und Arabien oder bei Zollkontrollen in Frankfurt, London und Stockholm wiedergefunden worden, nachdem jemand der Polizei des jeweiligen Landes einen nur mit einer Vogelfeder signierten Tipp gegeben hat.

Drei Gemälde – alle von Monet – sind nach Zahlung eines sechsstelligen Lösegeldes an die Museen und Galerien zurückerstattet worden. Erst danach hat sich herausgestellt, dass es sich um Fälschungen gehandelt hat: an unauffälliger Stelle signiert mit ‚MagPię‘, der in Mathildes Sammlung der Meisterfälscher ist. Wie in der Krimi-Komödie mit Audrey Hepburn und Peter O’Toole, die in Paris eine Statuette stehlen, hat der Gemäldefälscher nicht nur authentische Leinwand, Farben und Firnis verwendet, sondern auch ‚Dreck‘ und andere Aspekte für die Echtheitsbestimmung meisterlich zu imitieren verstanden.

Nachdenklich zupft Mathilde an den bunten Etiketten und entscheidet sich zum Schluss für die weiße Sorte, auf die sie mit dem wasserfesten Stift ein schlankes Fragezeichen malt. Die weißen Etiketten nehmen Überhand in letzter Zeit, weil sie Fälle betreffen, in denen sowohl Fälschungen gefunden aber auch Gemälde – allesamt von Monet – entwendet wurden, die später unter ganz ähnlichen Umständen wie bei den ‚Renard‘-Fällen durch anonyme Hinweise gefunden werden konnten, sich aber wiederum alle als hervorragende Fälschungen von ‚MagPię‘ herausgestellt haben.

Als sie den dicken Ordner zuklappt und wieder ins Regal neben dem Tischchen mit dem Handarbeitszeug schiebt, schlägt die Uhr siebenmal. Leise ächzend drückt Mathilde sich aus dem Sessel empor und schüttelt wie immer nach dem Sitzen kurz jedes Bein, um die Blutzirkulation zu verbessern. Es ist Zeit für sie zum Einkaufen zu gehen.

Während sie sich den Mantel anzieht, das Kopftuch sorgsam auf ihrem lockeren graumelierten Dutt platziert und die Jutetasche samt Geldbeutel und Regenschirm aufnimmt, kreisen Mathildes Gedanken immer noch um die Meldung von der neuesten meisterlichen Fälschung. Ob sie dort wohl auch die Signatur ‚MagPię‘ gefunden haben?

Der Regen wird stärker, als sie auf die Straße tritt und sich im Windschutz der Hauswände unter ihrem Regenschirm aufmacht in Richtung Supermarkt. Beim Überqueren der Rue de Verneuil begegnet ihr die in einen knallroten Regenponcho eingehüllte Matou Bébé, die im regengeschützten Kinderwagen ihren einjährigen Sohn Hanil und Einkäufe aus der Kleinkindabteilung nach Hause schiebt. Wie immer grüßt die junge dunkelhäutige Frau freundlich, geht nach Mathildes Gegengruß jedoch aufgrund des schlechten Wetters rasch weiter.

Wegen der dicken Regentropfen lässt sich Mathilde kurz darauf im Supermarkt viel Zeit und stellt sich absichtlich hinter den beiden einzigen anderen Kunden an der Kasse an, auch wenn man ihr höflich den Vortritt anbietet.

Sie hat Glück, denn der Regenschauer nimmt bereits wieder ab, als sie erneut ihren Regenschirm aufspannt und mit der vollbepackten Jutetasche den Heimweg antritt und nach wenigen Minuten ihre rot gestrichene Haustür durch den Regen leuchten sieht wie ein Leuchtfeuer in der Nacht.

Noch immer ist nicht viel los auf der Straße, auch wenn einige Nachbarn bereits die Fenster geöffnet, Frühstück gemacht oder die Zeitung hereingeholt haben. Die Studentinnen Charlène und Fabienne von nebenan stehen mit Zigaretten in den Händen im Schutz des schmalen Vordachs auf dem kleinen Balkon ihrer Wohnung im Dachgeschoss und winken Mathilde zu, die ihnen zunickt.

Im Erdgeschoss ihres eigenen Hauses kocht Evangeline gerade starken Kaffee für ihren Mann Sébastien, der als Journalist bei *Le Monde* arbeitet und wie an jedem Montagmorgen im Bademantel in der Küche stehend ein Croissant isst.

Mathilde nickt ihnen beiden über die halbe Gardine hinweg zu und sucht in der Manteltasche nach ihrem Schlüssel.

Gerade als sie die Tür aufschließen will, sieht sie vom Quai Voltaire kommend einen Mann herankommen, der Hut und Mantel trägt und ein Mobiltelefon am Ohr hat. Mathilde erkennt überrascht, dass es sich um Émile Frossard handelt, den sie seit ihrer Pensionierung nicht mehr getroffen hat.

„Madame Rouget“, sagt er erfreut, als er bis auf drei Meter heran ist, und lässt mit einem kurzen „einen Moment, Papa“ das Telefon sinken.

„Wie geht es Ihnen, Madame?“ fragt er dann, tritt näher und deutet lächelnd einen Handkuss an.

„Sehr gut, danke“, erwidert Mathilde ebenfalls erfreut, aber auch etwas überrascht. „Ich hoffe, Ihnen auch, Herr Kommissar. Was machen Sie schon so früh unterwegs und dann auch noch hier?“

„Ja, danke“, antwortet der Kommissar und deutet mit einem Kopfrucken hinter sich, „ich komme gerade vom Café Voltaire. Da hat irgendjemand heute Nacht die Scheiben beschmiert. Haben Sie vielleicht etwas bemerkt, Madame?“

Mathilde schüttelt den Kopf und merkt dem Kommissar an, dass er eigentlich längst weitergehen will. Nur aus Höflichkeit und in Anerkennung ihrer einstigen Zusammenarbeit steht er noch vor ihr und macht Konversation.

„Ich will Sie nicht aufhalten, Herr Kommissar“, sagt sie auch mit Hinblick auf das Mobiltelefon, auf das mehr und mehr Regentropfen perlen. „Es sei denn, Sie möchten auf eine Tasse Kaffee hereinkommen?“

„Lieb gedacht“, wehrt er freundlich ab und schüttelt die Wassertropfen vom Telefon, „ich muss leider weiter, seien Sie mir nicht böse.“

„Nicht doch“, lächelt Mathilde. „Ich wünsche Ihnen noch einen schönen und vor allem: sicheren Tag, Herr Kommissar.“

Émile Frossard nickt und verabschiedet sich mit einer leichten Verbeugung von ihr, bevor er sich das Telefon wieder im Schutze der Hutkrempe ans Ohr hält. Mathilde kann noch hören, wie der Kommissar „er ist immer noch dort, Papa“ sagt. Erstaunt bleibt sie stehen und wundert sich über die nächsten Worte, die durch den leichten Regen zu ihr herüberwehen: „Er hat sich nicht mehr bewegt seit gestern Nacht. Aber ich gehe jetzt hin und bleibe in der Nähe.“

Neugierig geworden ist Mathilde versucht, hinter dem Kommissar her zu gehen und weiter zu lauschen. Aber die Jutetasche wird von Minute zu Minute nasser und schwerer, sodass sie sich seufzend dafür entscheidet, zurück in ihre kleine Wohnung zu gehen.

Als sie jedoch die Haustür aufschließt, hört sie im Rücken das Geräusch eines sich öffnenden Fensters. Es ist Monsieur Brisac, der sein Küchenfenster einen Spalt breit geöffnet hat und nun freundlich zu ihr herunterwinkt.

„Darf ich es heute wagen, Madame?“ ruft er ihr zu.

„Sie geben wohl nie auf, Monsieur“, antwortet Mathilde leise schmunzelnd und stellt die Jutetasche in die geöffnete Tür. „Aber von mir aus, ja. Das heißt, wenn der Regen aufgehört hat. Ansonsten versinken wir noch im Schlamm des Jardin du Luxembourg.“

„Da machen Sie mir aber eine Freude, Madame“, seufzt er erleichtert. „Und der Wettergott hat hoffentlich noch ein Einsehen. Andernfalls lade ich Sie ein in die neue Ausstellung im Musée du Luxembourg, falls Sie noch nicht dort gewesen sind, Madame.“

Mathilde nickt zustimmend, winkt und betritt schnell das Haus. Sie spürt, wie ihr das Blut in die Wangen schießt, und ist heilfroh, dass Monsieur Brisac nicht sehen kann, dass sie ganz wie ein verliebter Backfisch mit glühenden Wangen, klopfendem Herzen und Schmetterlingen im Bauch in den Fahrstuhl steigt.

Beschattung

Sein Ausweichmanöver war geglückt. Renard hatte den Verfolger abschütteln und im Schutze der Nacht wie geplant bis zur Saint-Sulpice schleichen können, wo er mithilfe seines Dietrichs eine Seitentür geöffnet und es sich in einer abgeschiedenen Ecke der großen Kirche für einige Stunden gemütlich gemacht hatte. Der verabredete Treffpunkt war von hier aus mit der Metro in knapp zwanzig Minuten zu erreichen. Doch er musste warten, denn das Fahrgastaufkommen war am Vormittag nach der Rush Hour nicht hoch genug, sodass ein gewisses

Risiko bestand, dass er beim Umsteigen an der Station Châtelet oder beim Aussteigen an der Station Rambuteau bemerkt werden würde.

Er wusste, dass er nur wenige Minuten für die Übergabe hatte, um zwölf Uhr mittags auf dem Vorplatz mit den Wasserbecken voll bunter, abstrakt moderner Kunst. Dafür wünschte er sich den Schutz der Masse, und den bot ihm nichts so effektiv wie die Schulklassen, die zum nachmittäglichen Besuch im Centrum für moderne Kunst eintrafen.

Er sah auf seine digitale Armbanduhr. Es war erst kurz vor zehn Uhr, das Centre Pompidou öffnete erst in einer Stunde. Es blieb noch genug Zeit für ein schnelles Frühstück in einem Café in der Rue de Rennes.

Er überprüfte sein Outfit, das ihn mit verwaschenen Jeans, abgetragener Parka und einer halblangen dunkelbraunen Lockenperücke unter einer Baskenmütze nach einem französischen Kunststudenten aussehen ließ. Selbst seinen Spezial-Rucksack hatte er wie geplant mit wenigen Handgriffen umgedreht und zum abgetragen wirkenden Behältnis für Pinsel, Stiftebox und Sketchbuch gemacht. Alles war, wie es sein sollte.

Er verließ die Kirche durch das Hauptportal. Die wenigen Besucher des Morgengebets und der Priester nahmen ihn kaum wahr. Sie beeilten sich ihre Regenschirme noch im Schutze des Vorraums aufzuspannen, bevor sie die Stufen zur Straße hinunterstiegen.

Er folgte ihnen mit hochgeschlagenem Kragen bis zum großen Brunnen und wandte sich in Richtung der nahen Metro-Station. Sein Magen knurrte leise, als er die Tür zum Café aufschob und seinen Parka ausschüttelte.

Mit einem frisch gebackenen Croissant in der Rechten, dem aufgeschlagenen Sketchbuch und einer Tasse schwarzem Kaffee vor sich und einem Bleistift in der anderen Hand saß er wenig später an einem Eckplatz mit freier Sicht auf die Straße vor den Fenstern des Cafés. Von hier aus konnte er auch den Eingang zur Metro gut einsehen ohne selbst hinter den Art-Deco-Fensterscheiben gesehen zu werden. Alles war gut.

Er seufzte zufrieden und schob sich den Rest des Butterhörnchens in den Mund. Heute würde er die Belohnung bekommen für all seine Mühe. Er hatte es sich verdient, denn er hatte alle Aufgaben gelöst, die man ihm gestellt hatte. Nach heute würde man anerkennen, dass er der Beste der Besten war. Er war würdig,

die Nachfolge der Legende anzutreten und in gewissen Kreisen zur absoluten Berühmtheit zu werden. Der Fuchs hatte die Elster gefressen.

Gerade wollte er den letzten Schluck Kaffee trinken und ein paar Münzen aus seiner Hosentasche hervorholen, da sah er ihn. Es war derselbe Mann wie am Tag zuvor, der dort in Hut und Mantel die Treppe der Metro-Station heraufkam. Es konnte ein Zufall sein, aber Renard glaubte nicht an Zufälle. Und er behielt recht damit; denn der Hut-und-Mantel-Mann ging zu einem Zeitungsstand auf der anderen Straßenseite, kaufte sich eine Sportzeitung und blieb dann scheinbar lesend an der Bus-Station stehen.

Wie, zum Teufel, hatte sein Verfolger ihn wiedergefunden? Er konnte ihn nicht erkannt haben in seiner neuen Aufmachung. Und in der Kirche oder einfach so auf der Straße konnte er ihn auch nicht aufgespürt haben.

Während er das Sketchbuch und den Bleistift zurück in den Rucksack schob und versuchte, seinen erhöhten Puls zu beruhigen, überlegte er fieberhaft, was jetzt zu tun war. Es war Zeit aufzubrechen, wenn er nicht zu spät zum Treffpunkt kommen wollte. Aber zunächst musste er seinen Verfolger loswerden.

Wie auf Bestellung sah er weiter vorne nahe der Tür eine Gruppe Studenten von zwei zusammen gestellten Tischen aufstehen. Er beschloss, sie als seinen Schutz zu nutzen und es zu wagen, notfalls zu Fuß bis zur nächsten Metro-Station Saint Germain des Près zu laufen.

*Er stand auf und schob sich am Nachbartisch vorbei, wo ein junges Paar – der Kleidung nach aus Westeuropa – sich gerade die zweite Tasse Café au lait samt Croissant schmecken ließ. Ein dickes rot-blaues Taschenbuch – dem Aufdruck nach ein Reiseführer für Paris – lag aufgeschlagen vor der jungen Frau, deren kurze kastanienfarbigen Locken und großen braunen Augen ihn sowohl an die Amélie-Schauspielerin als auch an die zierliche Hauptdarstellerin aus seinem Lieblingsfilm *Wie klaut man eine Million?* denken ließen.*

„Pardon“, murmelte der athletisch gebaute große blonde Mann, der neben ihr saß, und zog den überzähligen Stuhl mit zwei getrockneten, steppgefütterten Regenjacken näher an den Tisch heran, um ihm mehr Raum zum Vorbeigehen zu ermöglichen.

Renard nickte dankbar und beeilte sich, den Anschluss an die Gruppe Studenten nicht zu verpassen, die sich gerade aus der Tür schlängelten und nach rechts zur

Bushaltestelle stadteinwärts in Richtung Sorbonne wandten. Er grinste, als er sah, dass sein Verfolger die Studenten kurz musterte, sich dann aber wieder in seine Sportzeitung vertiefte.

Der Bus kam und nahm die Studenten auf. Da passend dazu auch der Bus in die Gegenrichtung eintraf, gewann er wertvolle Sekunden, in denen er von seinem Verfolger abgeschirmt war und unbeobachtet in die Rue du Vieux Colombier in Richtung Saint-Sulpice einbiegen konnte.

Er ging schnell und warf immer wieder einen verstohlenen Blick zurück. Es war niemand zu erkennen, der sich mehr für ihn interessierte als ein Pariser sich im Regen für einen anderen vorbeieilenden Pariser interessiert. So erlaubte er sich ein Grinsen, als er die nächste Seitenstraße passierte und sich an der nächsten Kreuzung nach links wandte.

Die Rue Bonaparte war fast menschenleer, nur hinter den Scheiben von Pierre Hermé konnte er im Vorbeigehen einige Damen ausmachen, die mit großer Hingabe bunte Macarons kauften.

Er erreichte unbehelligt den Boulevard Saint-Germain, wo wie immer reger Betrieb herrschte. Bis zur Metro-Station Saint-Germain des Près war es nicht mehr weit, als er seinen Verfolger bemerkte. Es war derselbe Mann wie zuvor, der von links über den Place du Québec herankam und ebenfalls der Metro zustrebte.

Leise fluchend beschleunigte Renard seine Schritte und begann zu laufen, sobald er die Treppe zur Metro erreicht hatte. Es kam nun darauf an, so viel Raum wie möglich zu gewinnen. Selbst wenn er seinen Verfolger hier nicht abschütteln konnte, so hoffte er inständig, ihn spätestens beim Umsteigen an der Station Châtelet loszuwerden. Am verabredeten Treffpunkt konnte er schließlich nicht mit seinem Schatten zusammen auftauchen.

Für einen Moment überlegte er, ob es seine Auftraggeber waren, die ihm diesen lästigen Schatten an die Fersen geheftet hatte. Aber warum erst jetzt?

Warum hatten sie ihn nicht schon in Zürich, Washington, New York, Hamburg und London überwacht? Was war jetzt anders? Oder war es nur, weil dies der letzte Coup war, bevor er seinen Triumph voll auskosten konnte?

Seufzend lässt Moritz Guth seinen grüngrauen Blick durch das Art-Deco-Café wandern. Ringsum sitzen Studenten, die meisten davon augenscheinlich Kunst- oder Mode-Exzentriker, und nippen an ihren Milchkaffees. Manche trinken das starke Gebräu schwarz, mit oder ohne Zucker, während die beiden superschlanken jungen Frauen am Tisch gegenüber nur heißes Wasser mit Zitrone vor sich stehen haben – kein Croissant, kein ‚petit pain au chocolat‘.

Aber selbst die Kombi aus Butterhörnchen, Schoko-Blätterteiggebäck und einer großen Schale Milchkaffee ist nicht ausreichend. Auch wenn laut Lotta darin genug Kalorien für fast einen ganzen Tag versteckt sein mögen, ist Moritz nicht überzeugt, geschweige denn satt. Das französische Frühstück ist nichts für ihn.

„Wir können ja“, schlägt Lotta grinsend vor, da sie seine unzufriedene Miene bemerkt hat, „später noch eine Crêpe essen oder ein paar Macarons auf dem Weg zum Jardin du Luxembourg, was hältst du davon?“

„Klingt nach einem Plan“, nickt Moritz dankbar und angelt lächelnd nach dem Baedeker, der mit vielen bunten Post-its versehen neben seiner leeren Kaffeeschale auf dem runden Tisch liegt. „Ich wäre für Macarons, die sollen ja eine Offenbarung sein...“

„Sag lieber ‚Sucht‘“, grinst Lotta und trinkt den Rest ihres Milchkaffees aus. „Es gibt hier zwei gute Läden dafür, hat Sanna gesagt. Beide saumäßig teuer, aber in Paris ist ja alles teuer...“

„Unbezahlbar“, antwortet Moritz mit einem leicht schiefen Grinsen, „denn jede Sekunde ist mit dir.“

„Charmeur.“

Er sieht, dass sie trotz ihrer amüsierten Abwehr des Kompliments errötet. Die frische Farbe in den schmalen Wangen steht ihr gut und zaubert einen sanften Glanz in ihre großen schokoladenbraunen Augen, die ihn unwillkürlich an eine bekannte Schauspielerin denken lassen, die in ihrer fabelhaften Welt auf der Suche nach einem Geist durch ganz Paris von Fotoautomat zu Fotoautomat zieht und einen Gartenzwerg auf Weltreise schickt.

Aber Lotta ist unendlich viel schöner, jedenfalls für ihn. Nicht zum ersten Mal stellt er fest, wie sehr er diese kleine, zierliche, sportliche und selbstsichere Frau liebt. Auch wenn die ersten Wochen an der Schule sicherlich nicht einfach

gewesen sind und auch sie beruflich mehr als genug zu tun hat, so ist sie sein Anker, sein Fels in der Brandung, sein Leben.

Moritz muss sich sehr zurückhalten, in die Innentasche seiner Wetterjacke zu greifen, die dicht neben ihm über der Lehne seines Stuhles hängt. Was, wenn der Kunststudent, der vor wenigen Minuten beim Aufstehen gegen den Stuhl gestoßen ist, sein kleines funkelndes Geheimnis gestohlen hat? Mit den halb-langen dunklen Locken unter der Baseballkappe hat der junge Mann so ausgesehen wie die Hälfte der anwesenden männlichen Studenten in diesem Café.

Moritz bemüht sich, seine pessimistischen Gedanken zu verscheuchen. Es ist gut, kein Grund zur Sorge. Er hat alles geplant, für später im Jardin du Luxembourg. Doch nun fällt es ihm schwer sich zu beherrschen.

„Der Louvre war toll“, wird er von Lottas Stimme aus seinen Gedanken gerissen und blickt auf, direkt in ihre schönen Augen. „Nicht wahr?“

„Ja, allerdings war die ‚Mona Lisa‘ eher enttäuschend... So klein.“

„Ich freue mich auf morgen“, antwortet Lotta, „das Orsay hat eine großartige Sammlung, speziell Impressionisten, die ich am liebsten mag – Renoir, Monet und so weiter.“

„Na“, murmelt Moritz, „dann hoffe ich für dich, dass noch welche da sind von Monet. Nicht dass dort auch noch ein Parlamentsgebäude verschwindet...“

„Seltsam, hm? Naja, ich freue mich mehr auf Renoir. Obwohl Monets ‚Elster‘ zu den Werken gehört, die ich im Kunstunterricht gern analysiert habe. Am besten finde ich aber seine ‚Seerosen‘...“

„Wir gehen ja“, nickt Moritz grinsend, „noch in die Orangerie, nur Geduld. Bist du eigentlich fertig?“

Lotta nickt und schlägt den Reiseführer zu. Der Kellner, der soeben mit einem Tablett voll leerer Kaffeetassen und einer Wolke kalten Rauches von draußen hereingekommen ist, bemerkt den Blick von Moritz und bringt ungefragt sofort die Rechnung.

Moritz bezahlt, fährt in seine Jacke und spürt den beruhigenden leichten Druck des kleinen Kästchens auf seiner linken Brustseite, bevor er Lotta galant in ihre Steppjacke hilft. Die Studenten ringsum lächeln ihnen unverbindlich zu, als sie zur Tür hinüber gehen. Moritz spürt, wie ihm mehrere der auffallend hübschen und jungen Französinen hinterher sehen. Er sieht, dass Lotta es bemerkt hat.

„Mein Französisch ist zwar sehr eingerostet“, grinst sie, als sie auf die Straße hinaus treten, „aber dank *Moulin Rouge* kann ich ja zumindest einen Satz, den die Modepüppchen dort drinnen eben garantiert alle im Kopf gehabt haben...“

„Nämlich?“

„*Voulez-vous couche...*“

„*Oui, Mademoiselle*“, grinst Moritz und reicht ihr seinen Arm, als sie die breite Straße hinunter in Richtung Sorbonne und Panthéon gehen. „Sehr gern. Und von mir aus nicht nur heute Abend, sondern auch die ganze Nacht...“

Gerade als er sich zu Lotta hinunter beugen und sie zu einem innigen Kuss an sich heranzuziehen will, kommt ein Mann auf sie zu. Moritz stutzt, als der Mann sie in eine schmale Seitenstraße drängt und mit leiser Stimme ein paar Worte auf Französisch zischt.

„*Pardon*“, antwortet Moritz verduzt, „habe ich Sie richtig verstanden?“

„Sie sind verhaftet“, wiederholt der Franzose auf Englisch. „*Mademoiselle*, ich muss Ihren Begleiter mitnehmen.“

„Wieso verhaftet?“ fragt Lotta, ebenfalls auf Englisch, während Moritz nur mit ungläubiger Miene daneben stehen kann.

Der Franzose hat seinen Arm gepackt wie in einem Schraubstock, hält ihm mit der freien Hand einen Polizeiausweis unter die Nase und ignoriert Lottas Frage. Unbeeindruckt von Lottas sofortigem Protest fährt der Franzose fort, Moritz seine Rechte zu erklären.

„Was soll er getan haben?“ fragt Lotta ruhig dazwischen, während Moritz nur sprachlos zuhört und nicht glauben kann, was er da hört. „Was genau werfen Sie ihm vor?“

„*Mademoiselle*“, wiederholt der Franzose, „ich wiederhole mich nicht gern, Sie können jetzt gehen.“

„Ich bleibe“, erwidert Lotta zur großen Erleichterung von Moritz und zieht ihren eigenen Polizeiausweis aus der Jackentasche. „Und jetzt sagen Sie mir, worum es geht. *S'il vous plait*.“

„Sie kennen den jungen Mann, *Mademoiselle*?“ fragt der Franzose ohne seinen harten Griff zu lockern, während er seinen Ausweis einsteckt und Moritz sich vom graublauen Blick des Mannes von Kopf bis Fuß geröntgt fühlt.

„Allerdings“, erwidert Lotta mit fester Stimme, „sehr gut sogar. Was werfen Sie ihm denn nun vor?“

„Können Sie bestätigen“, fragt der Franzose, als ob Lotta nichts gefragt hätte, „wo er in den vergangenen achtundvierzig Stunden gewesen ist?“

„Ja“, antwortet Lotta mit ruhiger Stimme, die jedoch voll beherrschter Wut ist. „Er war nie mehr als drei Meter von mir entfernt. Das gilt sogar für die letzten zweiundsiebzig Stunden, wenn Sie es genau wissen wollen. Und jetzt sagen Sie mir bitte endlich...“

„Und wie“, erwidert der Franzose, wieder ohne auf Lottas Frage einzugehen, „kommt dann das hier auf seine Jacke?“

Mit spitzen Fingern zieht der Mann etwas von der Multifunktionsjacke, das sich in einer kleinen Falte des Ärmelstoffes verfangen haben muss. Moritz erkennt nicht sofort, was es ist. Aber das Dings, das so klein ist wie eine halbe Ein-Cent-Münze, scheint ein technisches Gerät zu sein.

„Ein GPS-Sender?“ fragt Lotta verwundert. „Warum denn das?“

„Wo waren Sie heute Morgen?“ fragt der Franzose an Moritz gewandt. „Gegen halb zehn Uhr?“

„Im Hotel“, antwortet Moritz zeitgleich mit Lotta.

„Was haben Sie mit dem Rucksack gemacht?“

„Was für ein Rucksack?“ fragt Lotta anstelle von Moritz, der deutlich hört, dass ihr Geduldsfaden sehr kurz vor dem Reißen ist.

Der Franzose schweigt. Moritz hat das Gefühl, dass der Mann beginnt, an den Anschuldigungen zu zweifeln. Was genau soll er denn getan haben? Um was für ein Vergehen geht es?

„Wo waren Sie“, fragt der Franzose schließlich mit gerunzelter Stirn, „während der letzten sieben Monate? Sind Sie gereist?“

„Nur nach Malta“, antwortet Moritz, während Lotta nachdenklich vor sich hin starrt, bevor sie leise fragt: „Worum geht es, Monsieur?“

„Wie kommt der Sender an Ihre Jacke?“ fragt der Franzose statt einer Antwort.

„Keine Ahnung“, murmelt Moritz. „Vielleicht in dem Café...“

„Der Typ am Nebentisch“, ergänzt Lotta, „der sah aus wie alle anderen Gäste in dem Café, unauffällig. Er ist gegen deine Jacke gekommen, als er gegangen ist.“

„Merde!“ knurrt der Franzose leise. „*Au revoir.*“

Ohne ein weiteres Wort lässt er Moritz los, macht auf dem Absatz kehrt und ist nach wenigen Augenblicken um die nächste Hausecke verschwunden. Verblüfft starrt Moritz hinterher, sieht aber nur den Verkehr auf dem Boulevard Saint-Germain vorbeirauschen.

„Was sollte denn das?“ flüstert er schließlich.

„Keine Ahnung“, antwortet Lotta achselzuckend, „aber ich finde, wir sollten uns beschweren. Das war gegen die Polizeivorschriften. Warum hat er nicht gesagt, worum es geht?“

Moritz zuckt stumm mit den Schultern, bevor er ihre Hand fasst und erneut in seine Armbeuge legt. Für einen Moment hat er sich erschrocken, nun ist er ein bisschen verwundert. Lotta wiederum scheint ärgerlich zu sein; jedenfalls ist ihr sonst so weicher Mund zu einem schmalen Strich zusammengepresst.

„Komm“, sagt Moritz leise und spürt das kleine Kästchen beruhigend in seiner Innentasche gegen seine Brust drücken. „Lassen wir uns von den verrückten Franzosen nicht den Tag vermiesen. Ich will meinen Urlaub genießen, jede freie Minute mit dir, meine Süße.“

Lotta lächelt geschmeichelt und zieht ihn sanft am Kinn zu sich hinunter. Nur zu gern folgt Moritz der Einladung und erwidert ihren zärtlichen Kuss, sodass er in allen Fasern seines Körpers das elektrisierende Gefühl verspürt, das nur Lottas Nähe in ihm auslöst. Er vergisst, wo er sich befindet. Es ist ihm egal, wer ihnen zusieht; er versinkt in einem zunehmend innigeren Kuss mit seiner Lotta.

Fluchtversuch

Pierre lief, als wäre der Teufel hinter ihm her. Und genau genommen war es auch so – jedenfalls wenn der Herr jenes Mannes wirklich der Satan war. Schwarz genug waren die Uniformen ja, die seine Gehilfen trugen.

André hatte er längst verloren, irgendwo im Wald war er anders abgebogen, um die Verfolger abzuschütteln. Doch der Uniformierte hatte einen langen Atem und sprang unbeirrt über herabgefallene Äste und niedrige Feldmarkgrenzen.

Er musste es bis zur Küste schaffen, weit entfernt vom Schauplatz ihrer letzten Aktion gegen die Pétainisten und ihre Verbündeten aus dem aggressiven Nachbarland im Osten. Denn unweit von Jean-Michels Elternhaus, versteckt in einer Bucht westlich von Buguélès, lag das kleine Motorboot, mit dem er seinen Verfolgern in der zerklüfteten Küste mit all ihren kleinen Inseln entkommen würde. Während er lief und über Stock und Stein sprang, jagten die schrecklichen Bilder der vergangenen sechsunddreißig Stunden erneut durch seinen schmerzenden Kopf. Sie hatten Amélie beinah genauso vorgefunden wie Gabrielle, worauf es an André gewesen war zusammenzubrechen. Er hatte versucht ihm beizustehen und die Trauer mit ihm zu teilen; doch hatte er die ganze Zeit über nur an Marie gedacht. Was hatten sie ihr angetan? Ob er zu ihnen gehen und um die Herausgabe von Marie bitten sollte? Was würden sie dafür von ihm verlangen? Alles, alles konnten sie haben, wenn sie ihm nur Marie unbeschadet zurückgaben. Es hatte ihn schier wahnsinnig gemacht, diese Ungewissheit, die seine Angst bis zur Panik gesteigert hatte. Nur mit Mühe hatte er sich beherrschen können. Gegen zehn Uhr hatten sie schließlich Henri und Sabine aufgesucht und den kleinen Luc Ponnier geschickt, um die barmherzigen Schwestern für die letzte Ölung kommen zu lassen, da Pater Barthélemy Anfang des Jahres zusammen mit Andrés Vater Albert eingezogen worden war. Noch während der heiligen Handlungen, die sie in der alten Kapelle Saint-Michel auf der höchsten Anhöhe des Dorfes durchgeführt hatten, waren sie erschienen. Wenn Sabine sie nicht schon von weitem hätte heraufkommen sehen, wäre es zu spät gewesen. Denn es waren nicht nur Jules und Claude mit ihrem Freund in der schwarzen Uniform gewesen; Letzterer hatte Verstärkung mitgebracht, die bis an die Zähne bewaffnet und mit mehreren Militärkraftwagen ausgerüstet war. Es grenzte geradezu an ein Wunder, dass sie ihnen entkommen waren. Es war einzig ihrer Ortskenntnis und dem beherzten Eingreifen von Henri und Schwester Eloise zu verdanken, dass André und er noch am Leben waren – nur wie lange noch?

Ärgerlich legt Philippe Brisac die Zeitung beiseite. Das frische Baguette wird zu trockener Pappe in seinem Mund, als er erneut die zweispaltige Meldung unter dem Leitartikel durchliest.

Zeitpunkt und Ort werden genannt, alle Vorbereitungen sind getroffen für das große Spektakel. Offenbar hat man seine Nachricht nicht ernst genommen. Mit Chance ist die Nachricht aber auch noch nicht durchgedrungen bis zu Ardant.

Während er den Rest seines abgekühlten Café au lait trinkt, überlegt Philippe, wie viel Zeit er ihnen noch zugestehen soll, den Verrätern, die so unverschämt und scheinheilig ihre Macht ausspielen.

Er hat lange gewartet und sie beobachtet, sie und ihre Machenschaften, die im Grunde genommen nur ein einziges Ziel haben: die Macht der Familie Ardant zu mehren und das dunkle Geheimnis zu wahren, das vor der Welt verborgen ist. Es würde sie stürzen, allesamt, wenn es bekannt würde. Aber es fehlen die Beweise, seit damals. Klar, er hat die Spur aufgenommen und mithilfe der zwei besten Kunstdiebe Frankreichs oder gar der Welt nachgeforscht, so gut es geht. Aber immer noch ist der letzte, der zwingende Beweis, nicht gefunden.

„Er muss da sein“, brummt Philippe in seine Tasse und trinkt langsam den kalt gewordenen Rest Milchkafee aus. „Er muss einfach. Eloise hat es gewusst, sie hat den Beweis womöglich sogar selbst gesehen. Ich hoffe nur, dass Émile sein Spiel gewinnt, auch wenn es genau genommen nur eine Ablenkung ist...“

Philippe erlaubt sich ein leichtes Grinsen, als er sich ausmalt, welch ausgesucht blödes Gesicht ihre Gegner machen werden, wenn ihnen die Hintergründe des Spiels bewusst werden. Sie werden gedemütigt sein, bis auf die Knochen und in alle Ewigkeit blamiert, wenn Émile seinen Zugriff machen wird.

„Wenn es nur schon so weit wäre...“, seufzt Philippe leise und spült die Tasse aus, bevor er die Küche verlässt und ins Badezimmer wechselt.

„Madame, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“ sagt er lächelnd und prüft die Wirkung im Spiegel. „Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten? Hier, nehmen Sie meinen Arm, Madame, bitte sehr.“

Er übt die verschiedenen Variationen dieser Sätze mit unterschiedlicher Stimmlage und begleitendem Lächeln, bis er schließlich einigermaßen zufrieden mit seinen Versuchen ist. Ob Madame Rouget, die in Würde ergraute Mathilde von gegenüber, damit zufrieden sein wird, steht jedoch in den Sternen.

Seufzend richtet Philippe den Kragen seines Hemdes und den Sitz der Krawatte, bevor er Mantel, Hut und Schirm von der Garderobe nimmt und nach einem letzten prüfenden Blick in den Spiegel seine Wohnung verlässt. Der Regen hat etwas nachgelassen, sodass er den Schirm zusammengerollt an seinen linken Arm hängt. Sein Herz klopft bis zum Hals, als er mit großen Schritten die nasse Straße überquert hat und an der Haustür das Klingelschild mit dem Namen ‚Rouget‘ sucht.

Als Madame öffnet und ihm in Mantel und mit einem modischen Kopftuch auf dem grauen Haar schon im Treppenhaus entgegenkommt, ist es für Philippe beinah so wie bei ihrer ersten Begegnung vor acht Jahren. Sie bringt Sonne in sein oft eher grau erscheinendes Leben, das nach Audreys vorzeitigem Ableben im Mai 2007 für einige Zeit sehr düster gewesen ist.

Philippe reicht ihr nach einer höflichen Verbeugung stumm seinen Arm, weil er plötzlich das Gefühl hat, kein klares Wort herauszubekommen. Madame nimmt lächelnd sein Angebot an und geht fröhlich plaudernd neben ihm her. Es dauert eine Weile, bis Philippe sicher ist, seine Stimme unter Kontrolle zu haben.

Das Gespräch, das sich schließlich zwischen ihnen entwickelt, trägt sie bis zur Rue de l'Université, wo Philippe sich wegen des nun wieder stärker werdenden Regens entschließt, ein Taxi heranzuwinken. Madame scheint etwas nervös zu sein, als sie sich mit ihm auf die Rückbank setzt und zum Jardin du Luxembourg fahren lässt. Und auch Philippe ist etwas unruhig, beschließt aber trotzdem die Frage zu stellen, wegen der er – abgesehen von ein bisschen Flirten auf seine alten Tage – an Madame Rouget interessiert ist. Sie nickt als Antwort, was Hoffnung für ihn ist. *Vive la Résistance!*

Visitenkarte

Die digitale Anzeige auf seinem Smartphone zeigte drei Minuten nach elf Uhr an. Renard überblickte den Platz vor dem Centre Pompidou, wo es wie erwartet von Schulklassen nur so wimmelte. Den Verfolger hatte er glücklicherweise noch vor dem Betreten der Metro-Station abschütteln können, sodass er nun wie geplant ganz für sich war und warten konnte.

Der Regen war schwächer geworden, sodass die Regenschirme zugeklappt und bei den hier und da durch die Wolken blitzenden Sonnenstrahlen riesige dunkle Brillen aufgesetzt wurden.

Zwischen all den Teenies und ihren Aufsichtspersonen würde er seinen Auftraggeber – oder dessen Kontaktmann – leicht ausmachen können. Doch so sehr Renard auch unauffällig Ausschau hielt, er sah niemanden, der sich für ihn und sein Erkennungszeichen – den großformatigen Monet-Band – zu interessieren schien. Die Schüler genossen die häufiger werdenden Sonnenstrahlen, während sie umgeben von den bunten modernen Skulpturen in den Wasserspielen vor dem Centre Pompidou ihr Mittagessen einnahmen.

Fünf nach elf Uhr, pünktlich auf die Sekunde, kam ein Mann über den Platz. Er würdigte Renard jedoch keines Blickes, sondern ging auf eine Gruppe Schüler zu, denen er Eintrittskarten für das moderne Kunstmuseum aushändigte. Zwei Minuten später verschwand die Schülergruppe samt dem Mann ins Gebäude.

Es vergingen weitere Minuten, in denen Schülergruppen und einige Touristen kamen und gingen. Keiner von ihnen warf auch nur einen Blick auf Renard und das schwere große Buch.

Als die Uhr sechs Minuten vor halb zwölf zeigte, wurde Renard unruhig. Er ließ es sich jedoch nicht anmerken, sondern gab sich den Anschein, nur einen neuen Platz zum Sitzen zu suchen.

Nach kurzem Überlegen, klemmte er sich das Buch unter den Arm und erhob sich von der zweituntersten Treppenstufe vor dem Strawinsky-Brunnen. Scheinbar interessiert wanderte er um die Wasserspiele mit all den skurrilen Figuren von Niki de Saint Phalle und den wild anmutenden Metallkonstruktionen von Tinguely herum und betrachtete sie gelangweilt.

„Sicher ist nur der Tod“, hatte der letzte Satz der Nachricht gelautet. Und so sah er sich besonders die Skulptur des grinsenden Totenkopfes auf stahlschwarzem Körper genauer an, konnte aber nichts Besonderes erkennen.

Er nahm genau an der Stelle auf dem Brunnenrand Platz, von der aus er dem Totenschädel in seine blau ausgemalten leeren Augenhöhlen blicken konnte, und legte den Monet-Band deutlich sichtbar auf seinen Schoß. Doch noch immer nahm er niemanden wahr, der sich für ihn zu interessieren schien.

Was war bloß los? Wollte sein Auftraggeber, den er nie persönlich zu Gesicht bekommen hatte, die Beute gar nicht haben? Nicht, dass er sie dabei gehabt hätte; man konnte gar nicht vorsichtig genug sein. Er war ein Meisterdieb – der Meisterdieb – und er gedachte es noch lange, lange Zeit zu bleiben.

Dennoch konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, dass man ihn bei diesem Auftrag nicht nur herausgefordert, sondern auch gelinkt hatte – ihn, den ‚Fuchs‘ unter den Meisterdieben. Warum war niemand gekommen?

Nachdenklich wanderte sein Blick über den Brunnen, die Skulpturen mit ihren unförmigen bunten Konturen und das klare Wasser, das über sie oder aus ihnen heraus in das große Brunnenbassin floss. Plötzlich stutzte er.

Was war das? Direkt neben ihm, im Wasser und auf dem Grund des Brunnens, lag in fünfunddreißig Zentimetern Tiefe etwas, das dort nicht hingehörte. Es war ein Stück Papier oder Pappe, weiß, fünf Zentimeter lang und vielleicht drei hoch, das von dort unten zu ihm heraufschaute.

Er wunderte sich, dass sich das Material nicht im Wasser auflöste, aber mehr noch erstaunte es ihn, was auf dem weißen Untergrund stand: ‚La Pie‘. Nicht schon wieder; aber andererseits: hatte er etwas anderes erwarten können?

Schnell streckte er den Arm hinunter und holte die Visitenkarte – denn nichts anderes war es – herauf. Sie war in wasserfeste Klebefolie eingeschlagen und hatte an der Unterseite zwei Metallgewichte, die sie unten gehalten hatten. Aber es war der Text, der auf der Unterseite geschrieben stand, der Renard wirklich in Rage brachte: ‚Pont Saint-Louis, 23:00‘.

Was sollte diese Schnitzeljagd? Warum schickte man ihn von einem Ort zum nächsten? Womöglich war es nur eine Ablenkung. Ob sein Auftraggeber längst das Versteck gefunden und die Beute geborgen hatte? Er beschloss, sich auf den Weg zu machen und nachzusehen.

Er musste wissen, woran er war, bevor er in der Nacht den Treffpunkt auf der kleinen Brücke zwischen Île Saint-Louis und Île de la Cité aufsuchte. Egal, was sein Auftraggeber vorhatte – er, Renard, musste es sein, der das Ass im Ärmel hatte. Das war er sich schuldig. Er stand auf und ging raschen Schrittes davon.

Es ist kalt in den Gewölben, in denen viele Größen Frankreichs zur letzten Ruhe gebettet worden sind. Lotta fröstelt, als ihr Blick über die Steinplatten mit den berühmten Namen gleitet, die an den Sarkophagen der Grabkammern angebracht sind.

Sie geht vorbei an bedeutenden Franzosen wie Jean-Jacques Rousseau, Victor Hugo, Alexandre Dumas, Émile Zola und – als einzige Frau unter all den großen französischen Männern – der zweifachen Nobelpreisträgerin Marie Curie neben ihrem Mann Pierre, bevor sie nach dem Rundgang durch die Krypta der ehemaligen Abteikirche schließlich bei der Statue Voltaires ankommt.

„Genug gegruselt?“ flüstert Moritz ihr ins Ohr und legt ihr seinen starken Arm sanft um die Schultern, wobei seine Hand ihre Brust streift. „Komm, mir ist kalt. Außerdem bekomme ich langsam Appetit auf diese kleinen Sünden...“

„Nicht hier“, antwortet Lotta kichernd. „Sonst wirst du wirklich verhaftet.“

„Was? Ach so, nein. Ich meinte die Macarons.“

„Oh, natürlich, Verzeihung. Gut, gehen wir.“

Moritz reicht ihr seinen Arm und führt Lotta die Treppen hinauf zurück in die obere Halle, wo sie noch einmal am Foucaultschen Pendel stehenbleiben und in andächtigem Schweigen den Nachweis der Erdrotation betrachten. Ein leichtes Magenknurren veranlasst sie schließlich, sich dem Ausgang zuzuwenden.

„Sollen wir“, fragt Lotta, als sie hinaus in den langsam aufklarenden Tag treten, „auf dem Weg zum Jardin du Luxembourg noch die Kirche Saint-Germain des Près ansehen? Da liegt der Philosoph begraben, der hier in der Runde fehlte: René Descartes.“

„Descartes“, murmelt Moritz. „Das ist der mit dem Denken, oder?“

„*Cogito ergo sum*“, kramt Lotta ihre Lateinkenntnisse aus Schulzeiten heraus.

„Das bedeutet: ‚Ich denke, also bin ich‘.“

„Ich denke“, wiederholt Moritz grinsend, „also bin ich... verliebt in dich.“

Direkt unter den ionischen Säulen am Eingang des im Stil eines griechischen Tempels erbauten Panthéons fühlt sich Lotta um die Taille gefasst und in eine filmreife Kuss-Szene versetzt. Moritz hält sie sicher, sodass sie unbesorgt ihren einen Fuß heben und sich ganz in seinen Arm und Kuss sinken lassen kann.

Ein anspornendes Pfeifen ertönt, dicht gefolgt von vielstimmigem Gelächter. Es ist eine Schulklasse bestehend aus mindestens fünfundzwanzig Teenies, die mit neidischen Blicken im Vorbeigehen zu ihnen herüber sehen.

„*Merci, mes enfants*“, grinst Lotta und erntet dafür erneutes Kichern. „Komm, Moritz, genug angegeben. Lass uns weitergehen, bevor das hier wieder in eine Sintflut ausartet.“

Sie schlägt den Kragen ihrer Jacke hoch und hakt sich bei Moritz unter, der den Regenschirm zum Schutz vor dem leichten Sprühregen über sie beide hält, als sie die nassen Straßen voll großer Pfützen entlang eilen. Lotta hat dabei die ganze Zeit das seltsame Gefühl beobachtet zu werden.

Doch wie oft sie auch einen verstohlenen Blick über die Schulter wirft, sie sieht weder den Polizisten in Zivil noch irgendjemand anderen, der sich für Moritz und sie zu interessieren scheint. Die anderen Passanten eilen ebenso wie sie selbst mit gesenkten Köpfen unter Regenschirmen oder in Regenmänteln ihrer Wege; nur ein Mann, ein typischer aber unscheinbarer älterer Franzose in Hut und Mantel, fällt ihr auf. Ob es derselbe Mann ist, der Moritz verhaften wollte?

„Warte mal“, sagt Lotta leise, als sie an einer kleinen Kirche vorbeigehen, in der gerade ein junger Student mit rotbraunem kurzem Haar verschwindet.

Lotta blickt erneut über die Schulter zurück und sieht den Mann in Mantel und Hut näherkommen. Sie schiebt Moritz voran bis zur nächsten Straßenecke, wo der Glockenturm der einstigen Benediktinerabtei Saint-Germain des Près vor ihnen aufragt.

„Geh weiter“, flüstert Lotta, „rüber zum Eingang, ich komme gleich nach.“

Moritz mustert sie überrascht, als Lotta sich in einen Hauseingang duckt. Er ist jedoch erfahren genug, nicht zu widersprechen und ihrer Anweisung zu folgen. Lotta wartet, bis er die Straße überquert und die Kirche erreicht hat. Vor dem Turm bleibt er im Schutz eines Vordachs stehen und zückt sein Smartphone.

„*Da kommt ein Mann*“, liest Lotta eine geschützte Kurznachricht von ihm auf ihrem Smartphone. „10m... 5m“

„*Bon jour*“, sagt Lotta mit fester Stimme, als sie mit gezücktem Dienstausweis in den Weg des Verfolgers tritt. „Was können wir für Sie tun?“

Der Franzose bleibt wie angewurzelt stehen und starrt auf ihren Ausweis. Dann schiebt er Lotta wortlos in den Hauseingang und beginnt leise und auf Englisch zu sprechen. Lotta staunt Bauklötze, schüttelt dann aber vehement den Kopf. „Nein“, sagt sie bestimmt. „Für Moritz lege ich meine Hand ins Feuer. Er hat in den letzten zweiundsiebzig Stunden garantiert nichts gestohlen.“

Saint-Claire, 19. Oktober 1942

*Herr, der Du groß bist und gut,
heute bitte ich Dich nicht für Frankreich, sondern für meinen Bruder.
Ich bitte Dich auch für seine Freunde, vor allem für den armen André.
Und für Marie. Bitte lass nicht zu, dass die Befürchtung von André sich
bewahrheitet und Marie dasselbe Schicksal ereilt hat wie Gabrielle
und Amélie.*

*Mein Bruder ist heute – wider unseren Rat – zum alten François ins
Château gegangen und hat dort nach Marie gefragt. Er kam zurück,
so weiß im Gesicht, dass ich schon das Schlimmste befürchtete. Da er
nichts sagte, steigerte er unser aller Furcht, bis ich es schließlich nicht
mehr aushielt und ihm direkt fragte. Er wich mir aus, wohl aus Sorge,
seine Beherrschung zu verlieren. Ich sah ihn weinen und konnte ihn
nicht trösten, da er sich von uns zurückzog. Wir blieben allein zurück,
betend und bangend, und so ist es immer noch, Herr. Oh, gib uns die
Kraft, diese schweren Tage zu überstehen!*

*Wir wissen nicht, was Marie geschehen ist. Aber es ist wahrscheinlich,
dass Jules und sein Bruder Claude etwas damit zu tun haben. Ich hoffe
für sie, dass sie Reue empfinden und zurück zu Dir finden, Herr.*

*Mein Bruder und seine Freunde verdächtigen sie und außerdem auch
diesen unangenehmen Menschen in seiner schwarzen Uniform und
den stets blank polierten schwarzen Stiefeln.*

*Er macht mir Angst, dieser Mann. Er hat mich so seltsam angesehen,
als ich heute zu meinen Schützlingen gegangen bin. Am liebsten wäre
ich sofort wieder gegangen, aber ich musste doch hingehen zu ihr, der*

armen Sabine, und ihr Deinen Trost bringen, Herr. Du weißt, es war im vergangenen Jahr bereits die zweite Fehlgeburt für sie, die Arme.

Ich weiß, Herr, dass Du Deine Gründe hast, aber warum quälst Du sie so sehr? Warum erlaubst Du es, dass jener unheimliche Mann sich so unverschämt Freiheiten herausnimmt und nicht nur Sabine, sondern auch das Andenken des tapferen Henri beschämt?

Gib mir die Kraft, Herr, stark zu bleiben, um diese Deine Prüfungen zu bestehen. Hilf mir, meinen Schützlingen weiterhin eine Stütze zu sein und für Sabine und meinen Bruder da zu sein. Um mehr bitte ich Dich heute nicht.

Gelobt sei Jesus Christ, Dein Sohn.

Gelobt seiest Du, oh Herr, heute und in Ewigkeit.

Amen.

Moritz staunt nicht schlecht. Eben noch ist Lotta auf der anderen Straßenseite dem Mann in Hut und Mantel drohend in den Weg getreten; nun kommen die beiden in ein angeregtes Gespräch vertieft in trauter Eintracht zu ihm herüber zum Eingang der Kirche Saint-Germain des Près.

„Émile Frossard“, stellt sich der Franzose vor und reicht Moritz die Hand, „*je suis désolé, Monsieur... Ah, pardon, en Anglaise pour vous.*“

„Es tut mir leid“, wiederholt er auf Englisch. „Ich habe mich geirrt heute früh. Es war eine Verwechslung. Aber vielleicht können Sie mir trotzdem weiterhelfen.“

Moritz blickt irritiert zu Lotta, die bei diesen Worten ebenfalls die Stirn runzelt.

„*Monsieur le commissaire*“, sagt sie dann mit strenger Stimme, „ein bisschen mehr müssen Sie uns schon sagen. Was ist das denn für ein Raub, von dem Sie gesprochen haben?“

Der Franzose zögert einen Moment und wirft einen Blick auf sein Mobiltelefon, bevor er leise fragt, ob sie von dem Diebstahl des Monets gehört haben. Lotta wendet ein, dass sich der Raub in den USA ereignet hat.

„Oder“, fügt sie mit einem schlaun Zug um den Mundwinkel hinzu, „sprechen Sie vom Einbruch in die National Gallery in London?“

„Davon haben Sie also auch gehört...“, murmelt der Franzose für sich. „Wissen Sie“, fügt er dann lauter hinzu, „am besten vergessen Sie den ganzen Vorfall. Genießen Sie Ihren Urlaub.“

Damit hält er ihnen die Eingangstür zur Kirche auf. Moritz sieht, wie Lotta sehr nachdenklich dasteht und den Kommissar aufmerksam ansieht. Dieser reagiert nicht darauf, sondern wirft nur einen erneuten Blick auf sein Telefon. Ohne ein weiteres Wort wendet er sich abrupt um, tippt sich zum Gruß an den Hutrand und geht raschen Schrittes in Richtung der nächsten Metro-Station davon.

„Was sollte das denn?“ fragt Moritz verwundert. „Raub? Kunstdiebstahl? Hast du das verstanden?“

„Nun ja“, antwortet Lotta zögerlich, „er scheint zu denken, dass es sich nicht nur um eine Diebstahl-Serie handelt, sondern dass der Dieb als nächstes hier in Paris zuschlagen wird. Monets gibt es hier ja genug.“

„Und ich soll der Dieb sein?“

„Nein, natürlich nicht. Das war in der Tat eine Verwechslung. Dieser Typ, der im Café neben uns gesessen hat, der hatte den Micro-Sender an der Jacke, der im Vorbeigehen an deine Jacke gekommen sein muss. Der Kommissar sagte, dass er den Typ schon seit gestern Abend beschattet; der Verfolgte hat zweimal sein Outfit geändert und mittlerweile bestimmt noch ein drittes Mal.“

„Darf er eine verdächtige Person so hartnäckig verfolgen?“ fragt Moritz leicht besorgt. „Ich meine, ist das erlaubt?“

„Mit begründetem Anfangsverdacht“, nickt Lotta. „Aber dazu hat er mir nichts sagen wollen. Wenn ich nicht Urlaub hätte, dann würde ich auf der Stelle zum Kommissariat gehen und mich schlaue machen. Vorweg werde ich mich aber in deinem Namen beschweren über diese ungebührliche Behandlung...“

„Lieb von dir“, grinst Moritz. „Aber komm, Urlaub ist Sightseeing, das ist Pflicht. Diese Kirche noch und dann die Macarons, ich habe wirklich Hunger.“

„Vielleicht“, erwidert Lotta mit einem Zwinkern über die Schulter, „sollten wir lieber ein frühes Abendessen einnehmen und uns dann ins Hotel... Moment mal. Ist er das nicht?“

Moritz fährt herum und blickt über die Straße, wo soeben ein schlanker Mann aufgetaucht ist und hinüber zum Boulevard Saint-Germain geht. Mit grimmiger Miene hält Moritz Lotta am Arm fest; denn sie ist drauf und dran, sofort hinter-

her zu gehen. Sie kann es einfach nicht lassen. Und da sie nicht ahnt, welche Überraschung er für sie mit sich herumträgt, ist es nun an ihm sie zu erinnern.

„Urlaub, Frau Strandt. Wissen Sie, was das bedeutet?“

„Hm?“ macht Lotta überrascht.

„Du bist hier im Urlaub, Lotta. Außerdem ist Raub nicht dein Ressort. Lass die Franzmänner ihre Diebe alleine jagen. Ich wünsche mir jetzt nichts anderes als mit dir diese Kirche und die Sulpice zu besuchen, bevor wir mit einer riesigen Menge Macarons ein Picknick im Jardin du Luxembourg machen.“

„Du hast ja recht“, antwortet sie und betritt die Kirche. „Aber schnell, ich habe auch Hunger. Und nicht nur auf Macarons...“

Grinsend gibt er ihr einen sanften Klaps auf den gut trainierten Po und schiebt sie ins Halbdunkel des Kirchenschiffs mit den hoch gewölbten Rundbögen. Dort angekommen ist er für einen Moment versucht, seine Überraschung gleich hier und jetzt vor ihr auszupacken. Stattdessen zieht er sie jedoch in seine Arme und küsst sie, diesmal unbeobachtet von neugierigen Augen, und genießt die Nähe und Zärtlichkeiten, auch wenn ihn das kleine Schmuckkästchen dabei hin und wieder etwas unsanft auf der Brust drückt.

Schmerz

Der Wind flaute ab, als Pierre das kleine Boot in die geschützte Bucht steuerte. Er wusste kaum, wie er zurück zur Kanalküste gekommen war. Sein Herz war stehen geblieben, zusammen mit der Zeit, als er die Nachricht erhalten hatte. Er war verraten, man hatte ihn getäuscht und aufs Schändlichste betrogen.

Der Schmerz hatte ihm im ersten Moment die Luft zum Atmen genommen und ihm beinah das Bewusstsein geraubt. Aber dann hatte er wie glühendes Feuer von seinem Körper Besitz ergriffen und ihn für eine gefühlte Ewigkeit schreiend unter einer Eiche zu Boden gestreckt. Einzig ein Tier, eine schwarzweiße Elster, hatte ihm von einem Ast aus in seiner Trauer Gesellschaft geleistet.

Er wusste nicht, wie lange er unter dem Baum gelegen und geschrien hatte. Es war, als ob sein Herz nicht nur stillgestanden hatte, sondern überhaupt nicht

mehr in seiner Brust war. Doch dann hatte er gespürt, wie es in wildem Staccato sehr schmerzhaft wieder zum Leben erwacht war. Das Schreien hatte aufgehört, dafür war er losgestolpert, blindlings geradeaus, bis er vom Waldrand aus den Hügel vor sich aufragen sah – sein Dorf, Coteau du Soleil, das verratene, stand im Schatten schwarzer Wolken. Es war in Gefahr – und er allein hatte es in der Hand, die Gefahr noch im letzten Moment abzuwenden.

Aber musste er sich an die Vereinbarung halten, jetzt, nachdem er so schändlich getäuscht worden war? Er hatte alles getan, doch es hatte nichts genützt. Für Marie war er auf den elenden Handel eingegangen, nur für sie. Umsonst, alles umsonst. Er hatte loslaufen wollen, dorthin, zu Marie; so nah wie jetzt würde er ihr nie wieder sein.

Stattdessen hatte er fliehen müssen und war er wie in Trance zur Küste zurückgelaufen, durch Wälder und Felder, über Stock und Stein und zum Schluss den steilen Pfad in den Klippen hinunter geklettert. Dass er dabei die ganze Zeit über mit den Tränen gekämpft hatte, war nicht besonders hilfreich gewesen.

Pierre mühte sich mit dem Festmachknoten ab, aber der doppelte Palstek wollte ihm zum ersten Mal in seinem Leben nicht richtig gelingen. Zum Glück kam ihm André rechtzeitig zur Hilfe und legte das Boot fest, bevor sie sich zusammen mit den zwei Beuteln neuer Lebensmittel abmühten.

„Was ist los?“ fragte André besorgt, sobald sie im Schutz der Höhle am Feuer saßen und sich Baguette mit luftgetrocknetem Schinken schmecken ließen. „Ist etwas mit Jean-Michel? Haben sie ihn geschnappt?“

„Nein“, antwortete Pierre, „er ist in Brest angekommen und wird dort seinen Kontaktmann treffen. Er wird uns Nachricht schicken, sobald es wieder losgeht. Es dauert nicht mehr lange“, er wischte sich die Augen, „denn jetzt haben sie es auf die Spitze getrieben.“

„Sag schon, was ist los?“

„Es waren Jules und Claude“, antwortete Pierre leise und schluckte schwer. „Sie haben Marie...“

„Gefangen? Dann müssen wir sie befreien.“

„Dafür... dafür ist es schon zu spät. Marie... sie ist tot.“

„Was?!“

„Eloise hat mir mit den Lebensmitteln auch eine kurze Nachricht geschickt. Es ist wahr, sie haben Marie... nun, sie haben sie getötet, weil sie uns geschützt hat. Verstehst du? Wir sind... nein, ich bin schuld, dass das passiert ist.“

„Nicht doch, du bist nicht schuld und wir sind es auch nicht. Es sind die Niederträchtigen, die unser Land verraten! Es sind die Tyrannen, die uns in Knechtschaft halten wollen, verstehst du?“

„Zu den Waffen, Bürger“, murmelte Pierre und nickte. „Formt eure Truppen, marschieren wir, marschieren wir!‘ Ja, du hast recht, sie sind die Schuldigen.“

„Und eines Tages“, ergänzte André, „werden ihnen ihre verruchten Pläne bis auf den allerletzten Sous heimgezahlt.“

Pierre nickte und kaute nachdenklich am Rest seines Baguettes. Ihm war, als ob er wieder unter dem Baum lag und sein Leid herausschrie, während die Elster über ihm leise mit dem Schnabel klapperte.

Um der Elster willen war es geschehen. Er hatte seinen besten Freund belogen und sein Schicksal in die Hände des Teufels gelegt. Und wofür? Marie war tot, längst tot, als er auf den Handel eingegangen war, um sie zu retten. Er hatte alles gegeben – vergebens. Sein Schmerz war in diesem Augenblick noch zu frisch und tief; aber wenn er eines Tages abzuebben begann und er wieder klar denken konnte, dann würde er seine Rache planen. Und seine Rache würde furchtbar sein und sie alle vernichten, all die Niederträchtigen, die es gewagt hatten, ihn arglistig zu täuschen und sich an Marie zu vergreifen.

Der Regen wird stärker, als sie den Eingang an der Rue de Vaugirard erreichen. Mit großen Sprüngen eilt Lotta neben Moritz her zum Musée du Luxembourg, wo die Warteschlange glücklicherweise nicht besonders lang ist. Als draußen die Sintflut niedergeht, wandern Lotta und Moritz durch den Palais de Tokyo, wo eine extensive Ausstellung der Werke Jean-Honoré Fragonards zum Thema Liebe, Verführung und Intrige zu bewundern ist.

*„Plötzlich verstehe ich *Gefährliche Liebschaften*“, hört Lotta Moritz murmeln, als sie vor dem *Gestohlenen Kuss*, einer Leihgabe des Metropolitan Museum of*

Art, stehen. „Und außerdem...“, er tritt hinter sie und legt ihr sanft seine Arme um die schmalen Hüften, „bringt mich das auf eine gute Idee...“

„Unersättlich“, grinst Lotta und erwidert seinen Kuss, der drei vorbeigehende Studentinnen zu wehmütigem Gekicher veranlasst. „Komm, heben wir uns den Rest für später auf...“

„Okay“, antwortet Moritz, „dann darf ich die verehrte Dame zuvor noch nach nebenan ins Restaurant führen, ja?“

„Aber sehr gern, mein Herr“, kichert Lotta und nimmt seinen dargebotenen Arm. „Wäre ja nicht so, dass wir gerade ein paar kalorienreiche Süßigkeiten für mehr als zehn Euro verputzt haben. Aber wer zählt schon...“

„Unbezahlbar“, antwortet Moritz und zaubert von irgendwoher den letzten der acht Macarons aus dem Geschäft in der Rue Bonaparte. „Doch für dich ist mir nichts zu teuer, meine Süße.“

Bevor Lotta ernsthaft protestieren kann, schiebt er ihr das nach Passionsfrucht schmeckende Gebäck in den Mund und drückt ihr einen Kuss auf den Mundwinkel. Als sie wenig später im Restaurant sitzen, ringt Lotta sich zu einem Salat mit gegrillten Crevetten und gerösteten Pinienkernen durch, während Moritz sich tapfer mit einem Lammsteak auseinandersetzt.

Lotta muss sich ein Schmunzeln verkneifen, als er schließlich das Besteck streckt und sich mit fest zusammen gepressten Lippen auf seinem Stuhl zurücklehnt. Sie ist sehr bemüht, sich nicht von der Anspannung anstecken zu lassen, die von ihm ausgeht. Sie weiß nicht, was es ist, aber sie spürt deutlich, dass er unruhig ist.

„Woran denkst du?“ fragt sie schließlich, als er geschlagene zehn Minuten ohne ein Wort zu sagen in sein Weinglas gestarrt hat.

„Hm?“

„Woran denkst du, habe ich gefragt.“

„Ach...“, brummt er und lehnt sich zurück, wobei seine linke Hand unbewusst zu seiner Jacke gleitet, die hinter ihm über der Stuhllehne hängt. „Ich habe... Oh nein, was ist denn jetzt los?“

Lotta stutzt, folgt seinem Blick und sieht hinter sich am Eingang des Restaurants den Mann mit Hut und Mantel, der sich von einem Tisch vorne am Fenster erhoben und im Hinausgehen gezögert hat und nun auf ihren Tisch zusteuert.

Ohne auf die irritierten Blicke ringsum zu achten, zieht er sich einen freien Stuhl heran und lässt sich dicht neben Lotta nieder.

„Hören Sie“, flüstert er auf Englisch, bevor Lotta protestieren oder auch nur Luft zum Fragen holen kann, während Moritz unter dem Blick des Kommissars noch dunklere Augen bekommt als zuvor. „Es tut mir leid, Ihren Freund verdächtigt zu haben. Immerhin geht es um die Elster, es ist ihr Totengesang. Es ist sehr wichtig, dass Sie die Taube besuchen, bitte, Sie müssen...“

„Ich habe keine Ahnung, wovon...“, beginnt Lotta verduzt und weicht zurück, als einer der Kellner herankommt und den Mann in Hut und Mantel freundlich fragt, ob er etwas zu trinken haben möchte.

„Sie kommen aus Hamburg, ja?“ fragt der Kommissar leise, ohne sich um den ratlosen Kellner oder den zunehmenden düsteren Blick von Moritz zu kümmern.

„Was wissen Sie über den Einbruch in die Kunsthalle?“

„Äh“, macht Lotta und sieht Moritz lautlos mit den Zähnen knirschen. „Ist nicht mein Ressort, ich bin beim Morddezernat.“

„Waren Sie schon im Orsay?“ fragt der Kommissar mit einem Blick auf die Uhr, als ob Lotta gar nichts gesagt und Moritz keine sturmgrauen Augen bekommen hätte. „Falls Sie noch nicht da gewesen sind, gehen Sie unbedingt hin. Einen schönen Abend.“

Damit steht er auf und verschwindet schnellen Schrittes hinaus in den Abend. Lotta starrt ihm einen Moment lang verwundert nach, bevor sie sich darauf besinnt, dass sie nicht allein ist. Die Miene von Moritz ist verschlossen, hart und irgendwie eisig, während seine Hand erneut unbewusst die linke Seite seiner Jacke berührt. Dann schiebt er abrupt seinen Stuhl zurück, steht mit einem „ich gehe kurz Händewaschen“ auf und lässt Lotta verwundert zurück.

„Darf es noch etwas sein?“ fragt der Kellner, der den dritten Stuhl zurückstellt und Lotta mit unverhohlener Neugier und Besorgnis mustert.

„Nur die Rechnung bitte“, antwortet Lotta automatisch und pickt die restlichen gerösteten Pinienkerne von ihrem leeren Teller, während sie sich immer noch über den seltsamen Auftritt von Kommissar Frossard wundert. Er hat zwar zu ihr gesprochen; aber warum hat er dabei die ganze Zeit aufmerksam Moritz und dessen Reaktion beobachtet?

Lotta zieht ihr Smartphone hervor und notiert sich – für den Fall, dass Frossard nicht nur einen Anfall von Wahnsinn gehabt hat – in einer Notizen-App seine Worte, die für sie überhaupt keinen Sinn machen.

Da Moritz noch nicht zurück ist, als der Kellner die Rechnung bringt, greift Lotta nach der Jacke, die über dem leeren Stuhl von Moritz hängt. In der Innentasche findet sie wie erwartet sein Portemonnaie, in dem noch genug Bargeld ist. Als sie die Scheine abgezählt hat und den Geldbeutel zurückstecken will, fühlt sie in der Innentasche plötzlich noch etwas anderes.

Erstaunt zieht sie das kleine Etwas hervor und sieht im Licht der beiden Kerzen auf dem Tisch ein kleines dunkelblaues Samtkästchen. Ihr Herz stolpert, als ihr bewusst wird, was darin sein muss.

Rasch wirft sie einen Blick zum Durchgang, wo es zu den Toiletten geht. Moritz ist nicht zu sehen. Auch der Kellner und die anderen Gäste beachten sie nicht, als sie vorsichtig das Schmuckkästchen öffnet und der Kerzenschein den Stein auf dem Ring darin aufblitzen lässt. Die Zeit verlangsamt sich. Jedenfalls kommt es Lotta so vor, als sie die Facetten des fein geschliffenen Brillanten bewundert. Prinzessinnenschliff, bestimmt ein Karat, lupenrein mit einem Stich ins Blaue. Oder kommt das von den Lampen des Restaurants?

Mit wild pochendem Herzen und geröteten Wangen schließt sie das Kästchen und schiebt es zurück in die Innentasche unter das Portemonnaie, bevor sie sich heftig atmend in ihrem Stuhl zurücklehnt und das Gesehene zu begreifen versucht. Es dauert einen Moment, bis ihr vollends bewusst wird, was Moritz vorhat. Nun versteht sie seine Anspannung und spürt ein heftiges Ziehen in der Brust, als sie plötzlich eine Vision von sich in einem weißen Kleid und Moritz im eleganten Cut hat.

Schnell greift sie nach ihrem Wasserglas und versucht ihren Puls zu beruhigen, um sich nicht zu verraten. Als Moritz zurückkehrt, ernst und mit verschlossener Miene zu dunkelgrau durchzogenen meeresgrünen Augen, blickt Lotta ihm erwartungsvoll entgegen. Er wirft jedoch nur einen Blick auf die Geldscheine, die der Kellner nun mit der Rechnung zusammen abholt, und nickt.

„Okay, gehen wir“, hört Lotta Moritz leise sagen.

Er klingt angespannt, scheint sich aber um Ruhe zu bemühen und gerade noch rechtzeitig auf seine guten Manieren zu besinnen, als er ihr in die Jacke hilft. Im Hinausgehen öffnet er ihr die Tür, versäumt es aber, ihr seinen Arm zu reichen. Lotta fasst schließlich seine Hand und zieht ihn unter sternenklaarem Himmel zu sich heran, als sie die Seine erreicht haben. Er zögert kurz, erwidert dann aber ihren Kuss. Sie spürt zufrieden, wie sein Körper auf sie reagiert und seine Küsse fordernder werden. Ihrem Vorschlag, sich mit der Rückkehr ins Hotelzimmer zu beeilen, stimmt er stumm, aber mit einem breiten Grinsen zu.

Brückengeländer

Es ging auf elf Uhr nachts zu, als Renard den Justizpalast erreichte. Es hatte ihn alle Mühe gekostet, seine Beute in ihrem Versteck zu belassen, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass niemand ihm zugekommen war. Nun aber war er beruhigt und frohen Mutes, dass alles glatt laufen würde. Er hatte die Beute und damit die Oberhand. Somit würde er sich nichts gefallen lassen, vor allem nicht, wenn sich bewahrheitete, was er seit einiger Zeit befürchtete.

Niemand hatte das Recht dazu, ihn so zu demütigen, wie es ‚La Pie‘ getan hatte. Er hatte die Herausforderung angenommen, um seine Qualität zu beweisen. Und wofür? Tief in ihm nagte der Zweifel, dass es wirklich eine so gute Idee gewesen war, sich darauf einzulassen. Aber wenn man ihm zugestand, dass er nun wahrhaftig der größte Meisterdieb aller Zeiten war – größer und besser noch als ‚La Pie‘ und ‚Le Filou‘ zusammen – so war die Demütigung vergessen und sein Ruhm komplett, unsterblich.

Renards Herz beschleunigte sich vor freudiger Erwartung, denn es konnte nur einen Ausgang geben: Er hatte alle ihm gestellten Aufgaben erledigt, clever und so effizient, dass ihm niemand auf die Schliche kommen würde, selbst wenn sie hier und da einen Hinweis fanden. Aber er war nicht umsonst der Beste; und er war sicher, dass man dies nun endlich anerkennen würde.

Raschen Schrittes lief er den Quai de la Corse entlang, der ab der Pont d'Arcole in den Quai aux Fleurs überging, und sah hinter der nächsten Biegung bereits

die kleine Brücke Saint-Louis auftauchen, die von der Île de la Cité zur Île Saint-Louis hinüberführte.

Renard duckte sich in den Schatten der Mauer an der Wasserseite und schlich langsam näher; denn dort, wo die Straße am Klostergarten von Notre Dame auf den Quai stieß, stand jemand und rauchte eine Zigarette.

Es war ein Mann, klein und um die Mitte leicht rundlich, der in Mantel und Hut am Geländer der Brücke lehnte und auf jemand zu warten schien. Es konnte sich um denselben Mann handeln, der ihm bereits heute Morgen aufgefallen war.

Als er bis auf zehn Meter heran war, richtete er sich auf und beleuchtete mit dem Display seiner Taschenlampe das Ende des Brückengeländers. Der andere Mann, dessen Gesicht von einem typisch französischen Schnurrbart beherrscht wurde, sah milde überrascht auf.

„Geocaching?“ fragte er.

Renard wunderte sich einen Moment lang über das seltsame Wort, das nicht aus dem Französischen stammte. Dann kam ihm die Bedeutung in den Sinn, die sich gut zu seinem Vorteil ausnutzen ließ; denn wenn er sich irrte, würde sein Alias unnötig in Gefahr geraten.

„Ja“, antwortete Renard leise und in beinahe verschwörerischem Tonfall. „Haben Sie den Schatz schon gefunden? Sie stehen direkt an der Stelle, die von den Geo-Koordinaten bezeichnet wird. Hier soll er versteckt sein – ‚La Pie‘.“

„Die Elster“, erwiderte der Mann nickend, „oder war es ‚Renard‘, der Fuchs?“

Der Meisterdieb zuckte leicht zusammen, als der Andere seinen Decknamen in so unbedarftem Tonfall aussprach. Dann nickte er und zog die Visitenkarte aus der Jackentasche. Sie hatten sich verstanden und gefunden.

„Wo ist es?“ fragte der Andere und drückte seinen Zigarettenstummel auf dem Brückengeländer aus. „Ich gehe davon aus, dass Sie den Auftrag erfolgreich...“

„Wer sagt denn“, wandte Renard ein, „dass ich es war. Mein Chef...“

„Lassen Sie das doch bleiben“, fuhr ihm der Andere ins Wort. „Ich weiß, dass Sie es gewesen sind – London, Hamburg, New York, Washington, Chicago, Zürich und nun noch hier bei uns in Paris. Leugnen hat keinen Zweck, Monsieur.“

Renard reagierte nicht. Er war zu sehr damit beschäftigt, das Zittern seiner Knie zu beherrschen. Er stand stocksteif und wie festgewachsen, als der Mann ruhig und sachlich weitersprach und dabei etwas aus der Manteltasche zog und ihm

unter die Nase hielt. Renard konnte, vor Schreck erstarrt, nicht einmal blinzeln, als der Andere auspackte. Was er sagte, war unglaublich und die allergrößte Blamage, die man ihm je hätte zufügen können.

Renard fühlte, wie sein Blut in Wallung geriet. Man hatte ihn hereingelegt, ihn und seine gesamte Familie. Renard sah Rot. Die Gefahr, die von diesem Mann ausging, war viel zu groß, um ihn ungestraft ziehen zu lassen. Er zwang sich zur Ruhe und stellte eine Frage, die der Mann mit einem leichten, an Schadenfreude grenzenden Schmunzeln beantwortete und damit sein Schicksal besiegelte.

Etwas in ihm explodierte und ließ Renard alle Beherrschung verlieren. Mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, rammte er dem Anderen seine rechte Faust in die gut gepolsterte Magengrube. Der Mann klappte augenblicklich zusammen und ging so ungelentk zu Boden, dass sein Kopf seitwärts hart auf das Ende des eisernen Brückengeländers schlug.

Als Renard sich nach dem ersten Schrecken niederbeugte und seinen Zeigefinger an den Hals des Reglosen legte, kam zu seinem Ärger noch der Schrecken hinzu. Niemand würde ihm glauben, dass es nur ein unglücklicher Unfall war; schon gar nicht, wenn der Mann Recht hatte mit dem Unglaublichen, was er gesagt hatte. Es war eine Affekthandlung gewesen, aber das würde nicht zählen. Vielmehr würde ein Gericht dazu ‚Totschlag‘ sagen, oder womöglich sogar Mord, wenn sie die Hintergründe erfuhren.

Aber es durfte niemand davon erfahren, wenn er die Gefahr für sich und seine Familie so gering wie möglich halten wollte. Kurz entschlossen und mit panisch rasendem Herzen packte er den schweren kleinen Körper an den Schultern und schob ihn mit einiger Anstrengung über das Brückengeländer in die träge dahinfließende Seine. Dann rannte er los.

ENDE der Leseprobe

StrandtGuth

Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks

Bisher erschienen:

Im Schatten des Deiches

Die Spur des Austernfischers

Mord auf freier Strecke

Der Fall Hammonia

Requiem für eine Elster

Mordsfest

- weitere Teile in Arbeit -

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de/bücher/strandtguth-krimi-serie

und bei **Facebook**: www.facebook.com/strandtguth

Im Schatten des Deiches

Roman

Eigentlich glaubt Lotta weder an Urlaub noch an die Liebe. Doch dann wird die junge Polizeikommissarin zwangsweise beurlaubt und zum Ausspannen auf die ostfriesische Insel Borkum geschickt.

Mit der Ruhe ist es dort rasch vorbei, denn auf der idyllischen Ferieninsel ist ein Mord geschehen. Lotta kann sich nicht bremsen und ermittelt auf eigene Faust, während sie sich gleichzeitig über ihre Gefühle klar werden muss, als sie den attraktiven Moritz trifft...

Buch 1 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Die Spur des Austernfischers

Roman

Eigentlich wollen Lotta und Moritz nur ein paar Tage Urlaub machen. Da kommt die Einladung ihrer Freundin Maja gerade recht, zum 95. Geburtstag von Majas Großvater eine Woche auf einer kleinen schwedischen Insel zu verbringen.

Kaum angekommen ist jedoch Lottas berufliche Erfahrung als Polizeikommissarin gefragt. Ein zehnjähriger Junge ist verschwunden und darüber hinaus wird auch noch die Leiche eines Dreizehnjährigen gefunden...

Buch 2 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Mord auf freier Strecke

Roman

Eigentlich wollen Lotta und Moritz nur gemütlich mit der Bahn zurück nach Hause fahren und entspannen. Doch ausgerechnet in ihrem Zug geschieht ein Mord, den Moritz per Zufall entdeckt. Wer hat es auf einen angesehenen Professor abgesehen gehabt und warum? Und warum mischt sich die deutsche Antiterrorereinheit in den Fall ein?

Als aufmerksame Polizeikommissarin hat Lotta gleich das ungute Gefühl, dass nicht alles so ist wie es scheint und hier gehörig etwas vertuscht wird...

Buch 3 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Der Fall Hammonia

Roman

Eigentlich hat Lotta genug damit zu tun, ihre neue Rolle beim Landeskriminalamt Hamburg zu finden. Da kann sie es nicht brauchen, dass der Todesfall eines Taxifahrers für sie verdächtig nach Mord aussieht und ihr neues Team den Fall als Unfall abtun will.

Privat ist Lotta überzeugt, dass ihr Freund Moritz ihr etwas verschweigt. Soll sie ihn zur Rede stellen oder warten, bis er sich ihr von selbst offenbart? Lotta konzentriert sich auf ihre Arbeit und findet eine Verbindung zu einem anderen Fall, der die Hansestadt schockiert hat. Lotta kann nicht anders: Sie muss herausfinden, was wirklich geschah in jener Nacht, als Lola Gans star...

Buch 5 der StrandtGuth-Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks.

Mehr von der Autorin?

„Das Geheimnis der Knochenschiffe“ – Roman-Serie:

Die grüne Frau

Roman

Warum sucht man wie besessen nach einer Galionsfigur? Wieso stellt jemand in mühsamer Arbeit das Modell eines Schiffes her, das nie existiert hat? Und was weiß die grüne Frau?

Miriam und Peter Sawyer begeben sich auf eine spannende Spurensuche, die nicht nur Licht in einen historischen Kriminalfall bringt, sondern auch das Geheimnis um einen legendären Glücksbringer lüften wird...

Bei **Facebook**: www.facebook.com/boneship.mysteries

„Verlorene Jugend“ – Jugendroman-Serie über die Zeit des Nationalsozialismus:

*Als die Dunkelheit hereinbrach
Draußen war ein schöner Tag
Während der Schnee leise fiel
Am Himmel lächelte der Mond
Als der Wind kälter wehte*

Bei **Facebook**: www.facebook.com/verlorene.jugend

„Ársals Abenteuer in Mándurai“ – Fantasy-Zweiteiler:

*Blumenritter
Königsvogel*

Waluma – Eine Weihnachtsgeschichte

winterZAUBER (Sammelband)

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de

und bei **Facebook**: www.facebook.com/feechristine.aks

Leseprobe